

TERRA

SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

GORDON R.
DICKSON
**Geschöpfe
der Nacht**

Eine Macht aus dem Dunkel
versklavt die Welt



Kampf gegen die Macht aus dem Dunkel

Die Glut aus dem Erdinnern wird angezapft und zum Betrieb von Kraftwerken genutzt, die den Energiebedarf der überbevölkerten Welt decken. Um das Überleben der Menschheit zu sichern, müssen die Kraftwerke in Gang gehalten werden, obwohl die Nebenwirkungen der drahtlosen Energieausstrahlung katastrophal sind. Denn jeden Abend, wenn die Anlagen zu arbeiten beginnen, versetzen sie die Menschen in todesähnlichen Schlaf. Unter den wenigen, die gegen den Schlafzwang immun sind, befindet sich der Astronaut Rafe Harald. Er erkennt, daß es an ihm ist, die dunkle Macht zu besiegen, die das Schlaf-Phänomen benützt, um Menschen in willenlose Sklaven zu verwandeln.

Diese Macht gebietet auch über die meisten jener Leute, die dem erzwungenen Schlaf widerstehen können, und treibt sie zu verbrecherischem Tun. Rafe Harald selbst hat nur die Hilfe eines verkrüppelten Mädchens, eines seltsamen Wolfes und seiner eigenen speziellen Talente. Er beginnt einen erbitterten Kampf bis zum Tod – und darüber hinaus. . . .

DM 2,80

Österreich S 21,-
Schweiz sfr 3,60

Italien Lire 580
Belg./Lux. F 42
Frankreich FF 5,-
Spanien Ptas 70,-
Holland hfl 3,75

GORDON R. DICKSON

**GESCHÖPFE
DER NACHT**

(SLEEPWALKER'S WORLD)

Deutsche Erstveröffentlichung

ERICH PABEL VERLAG KG • RASTATT/BADEN

Titel des amerikanischen Originals
SLEEPWALKER'S WORLD
Aus dem Amerikanischen von Walter Brumm

TERRA-Taschenbuch Nr. 202
TERRA-Taschenbuch erscheint vierwöchentlich im
Erich Pabel Verlag KG. 7550 Rastatt, Pabelhaus
Copyright © 1971 by Gordon R. Dickson
Titelbild: Rita Mühlbauer, Hanno Rink
Umschlag: Creativ Shop, München
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Fabel Verlag KG.
Gesamtherstellung: Zettler, Schwabmünchen
Einzelpreis: 2,80 DM (incl. 5% MWST)
Verantwortlich für die Herausgabe in Österreich:
Waldbaur Vertrieb, A-5020 Salzburg,
Franz-Josef-Straße 21
Printed in Germany Dezember 1972
Scan by Brrazo 10/2007

Als er in die Gymnastikhalle der Kosmonauten kam, füllte der Geruch nach altem Schweiß, den das Belüftungssystem nie entfernen konnte, Martin Pu-Lis Nase, und eine Schwerkraft, die ein Viertel über dem Normalwert der Erde lag, drückte ihn ein wenig in die Knie. Er reckte seine Schultern, straffte sich gegen die künstliche Schwere. Er war kein Kosmonaut, aber mit dreiundvierzig war er noch immer groß und athletisch; ein Viertel seines Körpergewichts konnte er zusätzlich tragen, ohne in die Knie zu gehen.

Auf der anderen Seite der Halle arbeitete Rafe Harald sich nur mit den Händen hangelnd das Kletterseil hinauf. Obwohl er seine Trainingsbluse ausgezogen hatte und seine Muskeln unter der Anstrengung hervortraten, sah sein Körper nicht bemerkenswert aus. Er wirkte wie ein Büroangestellter oder ein Programmierer, der sich abends mit körperlichen Übungen wie Handball und Gymnastik in Form zu halten sucht. Martin ging hinüber.

»Hallo, Rafe«, sagte er.

Rafe blickte von der Decke zu ihm herab. »Gehen Sie von der Matte«, sagte er.

Martin trat zwei Schritte zurück. Etwas sauste herunter und schlug mit einem harten, dumpfen Klatschen vor ihm auf die Matte. Rafe lag lächelnd auf dem Rücken, die Beine zusammen, die Arme ausgebreitet und die Handflächen auf der Matte.

»Was sind das für Dummheiten, bei eineinviertel-facher Schwere?« sagte Martin verdutzt und etwas ärgerlich. »Eines Tages werden Sie sich im Gipsbett wiederfinden.«

Rafe setzte sich aufrecht, zog seine Beine an und stand auf, ohne seine Hände zu gebrauchen. Er machte es nicht wie jemand, der eine Übung absolviert. Er tat es geistesabwesend, als sei es die bequemste Art und Weise, sich vom Boden zu erheben.

»Keine Gefahr«, sagte er. »Sie sollten mal den Augenblick des Aufpralls filmen und sich das genau ansehen – in Zeitlupe. Man rollt rückwärts ab und schlägt mit beiden Händen kräftig auf. So fängt man einen Teil der Aufprallenergie ab.«

»Ja, ja«, sagte Martin ungeduldig und blickte auf seine Armbanduhr. »Die Fähre wartet auf mich. Was wollten Sie?«

»Sie«, sagte Rafe freundlich.

Er blickte in Martins Augen, und Martin, dem plötzlich bewußt wurde, daß er wieder der Schwerkraft nachgegeben hatte, richtete sich zu seiner vollen Höhe von einem Meter achtundachtzig auf, so daß er Rafe um wenigstens fünf Zentimeter überragte.

»Nun, ich bin hier«, sagte er. »Weswegen wollten Sie mich sprechen? Und warum mußte es ausgerechnet hier sein?«

»Weil kein Mensch jemals hierherkommt – nicht mal meine drei Kollegen«, sagte Rafe. »Und ich wollte Sie sprechen, weil ich Ihre Aktentasche und

einige Ihrer anderen Sachen an mich nehmen möchte. Ich werde die Fähre zur Erde nehmen.« Er strich sein wirres, braunes Haar aus der Stirn. Seine hellblauen Augen blickten mit einer Kälte aus dem angenehmen, schmalen Gesicht, die Martin neu war. Rafael Arnoul Harald sah auf einmal nicht mehr wie ein Büroangestellter mit sportlichen Ambitionen aus. »Sie glauben nicht, daß es mein Ernst ist?«

»Ich fürchte fast, daß Sie verrückt geworden sind!« sagte Martin verwirrt und aufgebracht. »Sie glauben doch nicht, daß ich einen unserer Kosmonauten auf der Erde sein Leben riskieren lassen werde? Sie und Ihre drei Kollegen repräsentieren eine Milliardeninvestition – gar nicht zu reden von den Hoffnungen, die wir mit dem Projekt verbinden.«

»Ich werde Ihre Aktentasche nehmen.« Rafe streckte seine Hand aus. Der andere zögerte, und Rafe's Stimme wurde noch freundlicher. »Kommen Sie, Martin, geben Sie her. Sie wollen doch nicht, daß ich sie Ihnen wegnehmen muß?«

Wortlos übergab Martin seine Aktentasche.

»Schließen Sie auf«, sagte Rafe. Martin fischte in seiner Tasche nach dem kleinen Schlüssel und gehorchte. Rafe öffnete sie. »Nun, tun Sie Ihren Tascheninhalt hinein, wo Platz ist«

Langsam entleerte Martin seine verschiedenen Taschen. Schreibgerät, Taschenrechner, Kreditkarte, Brieftasche, Taschentuch – alle die kleinen Gegenstände, die man einsteckt, wenn man auf Reisen geht, verschwanden in der Aktentasche.

»Bargeld?« fragte Rafe, als Martin aufhörte, in seinen Taschen zu graben. Der Projektleiter lächelte säuerlich und langte in seine Gesäßtasche, aus der er einen Geldbeutel zog.

»Sie haben an alles gedacht, wie?« sagte er.

»Ich bin erst seit vier Jahren auf dem Mond«, sagte Rafe. »Ich erinnere mich an einige Dinge.« Er nickte zu einer braungestrichenen Metalltür an der Rückseite der Halle. »Dorthin. Ich werde Sie in die Gerätekammer sperren. Keine Sorge, es ist eine Bank darin. Sogar essen und trinken können Sie, und an Luftzirkulation fehlt es auch nicht. Sie werden nicht länger als neun Stunden eingesperrt bleiben.«

Sie gingen bereits durch die Turnhalle.

»Was versprechen Sie sich davon?« fragte Martin. »Die Fähre wartet auf mich. Der Kapitän hat keine Anweisung, statt meiner Sie zur Erde zu bringen.«

»Er hat keine Anweisung, es nicht zu tun«, sagte Rafe. »Nicht stehenbleiben.«

Der breite Rücken des Projektleiters war steif, und jede seiner Bewegungen zeigte, daß er nur widerstrebend gehorchte. Rafe legte seine linke Hand leicht auf Martins Schulter, die in einer blauen Samtjacke steckte, und schob den anderen durch die Tür in die Gerätekammer.

»Öffnen Sie den Kleiderspind ganz rechts«, sagte Rafe. »Geben Sie mir den Anzug und die anderen Sachen, die darin hängen.«

Martin gehorchte.

»Mein Gott!« sagte er. Zum ersten Mal war etwas

wie Angst in seiner Stimme. »Sie wollen es also wirklich tun. Sie haben den Koller. Sie sind psychotisch!«

»Sie sollten es besser wissen«, sagte Rafe. »Setzen Sie sich.« Er hatte sich bereits seiner Trainingshose entledigt und zog die Zivilkleider an, die er nicht mehr getragen hatte, seit er vor vier Jahren von der Erde heraufgekommen war.

Martin setzte sich widerwillig auf die Bank.

»Geben Sie mir wenigstens eine Erklärung«, sagte er. »Das können Sie machen, wenn diese ganze Sache irgendeinen Sinn hat. Sehen Sie nicht, daß Ihr Vorhaben, was es auch sein mag, dem Projekt einen schlechten Ruf eintragen kann? Es könnte den Anlaß geben, daß man uns die Bewilligungen ganz streicht. Auf der Erde ist man ohnedies nicht in bester Stimmung, weil wir noch keinen Mann in den interstellaren Raum geschickt haben!«

»Erzählen Sie mir keine Märchen, Martin«, sagte Rafe.

Martins gelbliche Gesichtshaut spannte sich. »Wollen Sie mich beschuldigen?«

»Vielleicht«, sagte Rafe. »Sie, oder vielleicht Pao Gallot, oder Bill Forebringer.«

Martin starrte ihn düster an.

»Ja«, sagte Rafe, während er seinen Schlips band. »Einer von Ihnen muß darin verwickelt sein, was immer es ist. Sie dirigieren gemeinsam die Welt – und das Projekt.«

»Sie sind absolut übergeschnappt!« sagte Martin.

»Keiner von uns will irgend etwas dirigieren. Pao Gallot lebt und stirbt für die Energiestationen, die das Erdinnere anzapfen. Bill Forebringer ist Chef der UNO-Polizeitruppe, nichts weiter. Und ich – ich habe mein Leben dem Projekt hier draußen gewidmet, damit wir eines Tages die Sterne erreichen!«

»Und alle vier Monate kommen Sie unten auf der Erde zusammen und entscheiden, wie die Dinge laufen sollen, bis Sie sich wieder treffen«, sagte Rafe.

Martin schüttelte seinen Kopf. »Ich kann es nicht verstehen«, sagte er. »Ich hätte geschworen, daß Sie der stabilste von unseren Kosmonauten sind.«

»Das bin ich immer noch«, sagte Rafe. »Aber Sie haben nicht begriffen. Ich werde Ihnen einen Namen sagen, denselben, den ich Gallot und Forebringer nennen werde. Ab Leasing.«

Martin runzelte die Stirn. »Ab ... wer?«

»Abner Carmody Leasing«, sagte Rafe.

Martin schüttelte den Kopf. »Nie gehört.«

»Ich machte gestern einen Anruf unten auf der Erde«, sagte Rafe. »Er wird seit acht Tagen vermißt. Hat einer von Ihnen Ab Leasing festnehmen lassen?«

»Ich sage Ihnen, ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden!«

»Kommen Sie, Martin. Wir haben hier oben keine gewöhnlichen Leute. Und Sie sind einer der ungewöhnlichsten von uns allen. Sie haben den Namen dann und wann gehört, und wenn Sie wirklich wollen, können Sie sich an ihn erinnern.«

Martins Miene blieb finster, aber seine Augen

wurden nachdenklich. Nach kurzer Zeit klärte sich sein Blick.

»Abner Carmody Leesing«, sagte er. »Ein Biophysiker. Sie empfahlen ihn selbst für das Projekt, vor drei Jahren.

Ein Prüfungsausschuß entschied sich gegen seine Verwendung.«

Er blickte zu Rafe auf.

»Ich hatte nichts damit zu tun«, sagte er. »Wenn der Ausschuß eine negative Empfehlung gibt, dann muß ich dieser Empfehlung folgen. Sie geben die Schuld mir?«

»Ihnen – oder jemandem. Ich warf gestern nachmittag einen Blick in die Akten.«

»In meine Akten?« fragte Martin. Seine dunklen Augen flammten zornig auf.

»Ich sah mir das Ausschußprotokoll der Sitzung an, in der über Ab Leesings Eignung für das Projekt befunden wurde«, sagte Rafe, während er die drei Elfenbeinknöpfe eines braunen Schwalbenschwanzrocks schloß. Fertig angekleidet sah er ein wenig wie der Mann auf dem Etikett einer alten Johnnie-Walker-Flasche aus. »Es ging nichts daraus hervor, was geeignet wäre, den Fall in die Presse oder gar vor einen Kongreßausschuß zu bringen. Ein ganz normaler Fall. Zwei Ausschußmitglieder hatten etwas gegen ihn, vier weitere gingen lieber auf Nummer Sicher, als Risiken auf sich zu nehmen, und im Ganzen fiel mir eine Konzentration auf unwichtige Details und eine völlige Vermeidung aller Fragestel-

lungen auf, die das eigentliche Potential von Ab Leesings Arbeit hätten berühren können.«

»Und was beweist das für Sie? Wozu brauchen wir einen weiteren Biophysiker?«

»Das Projekt krankte bisher daran, daß das Problem des Kältetiefschlafs nicht gelöst werden konnte, nicht wahr?« sagte Rafe. »Sitzen Sie still und bleiben Sie ruhig, Martin. In ungefähr neun Stunden wird man Sie hier herauslassen.«

Er schloß die Tür zur Gerätekammer, sperrte ab und zog den Schlüssel vom Sicherheitsschloß. Martin sagte etwas hinter der Tür, aber Rafe wandte sich bereits ab und konnte die Bedeutung der Worte nicht mehr verstehen.

Er durchquerte rasch die Turnhalle und verließ sie durch die Tür, zu der Martin wenige Minuten zuvor hereingekommen war. Draußen im weißgestrichenen Korridor wandte er sich nach rechts und ging ihn entlang, bis eine Zwischentür ihn in einen weiteren Abschnitt entließ, der mit Läufern ausgelegt war und dessen plastikbeschichtete Metallwände eine Holzvertäfelung imitierten. Es war ein Abkürzungsweg durch die Wohnquartiere der Kosmonauten, die hier in der Mondbasis des Projekts »Ferner Stern« lebten. Jeder hatte seine kleine Wohnung. Eine der Wohnungstüren stand offen, und Mary Vail kam heraus, eingehüllt in Musik von einem Abspielgerät in ihrem Wohnraum.

Anders als Tannina Or, die andere Frau unter den vier Kosmonauten, gehörte Mary zu den Leuten, die

sich mit Musik betäuben konnten. Sie hatte es mit Erfolg getan, besonders in diesem letzten Jahr. Nun verhielt sie unter der Türöffnung und staunte seine Kleidung an – ein schwächtiges, dunkelhaariges Mädchen mit goldenen Augen.

»Du gehst zur Erde?« fragte sie.

»Mit der Fähre.« Er blieb einen Moment bei ihr stehen. »Während Martin in der Gerätekammer der Turnhalle eingesperrt bleibt. Könntest du mithelfen, die anderen für die nächsten neun Stunden von dort fernzuhalten?«

Sie nickte. Plötzlich warf sie ihre Arme um ihn und klammerte sich an ihn wie ein Kind.

»Tu etwas!« sagte sie an seiner Brust. »Irgend etwas!«

»Ich werde es versuchen«, sagte er.

Er tätschelte sanft ihr dunkles Haar. Er war seltsam. Sie liebten einander nicht, aber nach vier Jahren waren sie einander auch nicht gleichgültig. Mit seinen Händen fühlte er die Unglücklichkeit in ihr, und für eine Sekunde war es da – alles Leid der Welt in einem kleinen Körper. Er spürte es tief in seinem Innern, das beinahe telepathische Mitempfinden, das immer ein Talent von ihm gewesen war.

Plötzlich war ihm klar, wie Mary Vail empfand – geradeso, als ob er sie selbst wäre.

Sie löste sich von ihm und trat in ihre Tür und den Klang ihrer Musik zurück.

»Ich werde aufpassen«, sagte sie. »Sei vorsichtig.«
Er nickte.

»Verlaß dich darauf«, sagte er und ging weiter den Korridor entlang, vorbei an den drei anderen geschlossenen Türen, von denen eine zu seiner Wohnung gehörte, und schließlich durch eine Luftschleuse in die Lagerhalle mit ihren nackten Metallwänden, Kistenstapeln und Ersatzteilregalen.

Am anderen Ende der Lagerhalle war der Tunnel-
eingang zur Fähre. Die Fähre ruhte dort auf ihren Katapultlagern, und in ihrer offenen Luftschleuse stand Peer Wallace, ein Mitglied der Besatzung, nachlässig und mit verdrießlicher Miene Wache. Bei Rafes Anblick hellte sich sein Gesichtsausdruck ein wenig auf.

»Hallo, Peer«, sagte Rafe, zog seinen Kopf ein und trat durch die ovale Öffnung der Luftschleuse. Das Geräusch der Druckpumpe hämmerte in ihren Ohren und zwang Rafe, seine Stimme zu heben. »Wo ist Charlie?«

»Vorne«, sagte Wallace. »Aber mach schnell. Wir sind abgefertigt und warten nur noch auf den Chef.« Er warf einen neugierigen Blick auf Rafes Kleidung. »Gehst du auch mit uns?«

»Charlie wird es dir erklären«, sagte Rafe. Er stieg durch die Luftschleuse und ging nach vorn. Der Verbindungsgang war so schmal, daß er sich beinahe seitwärts bewegen mußte. Einer der beiden Pilotensitze war leer. Im anderen saß ein massiger, hakennasiger Mann mit ergrauten Haarstoppeln auf dem runden Schädel. Er trug blaue Kapitänsuniform. Als Rafe eintrat, drehte er sich mit seinem Sitz herum.

»Rafe!« sagte er und lächelte. »Was ist das? Willst du die Reise mit uns machen?«

»So ist es«, sagte Rafe. Er legte eine Hand an die offene Tür und wollte sie hinter sich schließen, konnte sie aber nicht bewegen. »Wie macht man dieses Ding zu?«

Charlie Purcell langte hinter sich und drückte auf einen Knopf. Die Tür schloß sich selbsttätig.

»Was ist los?« fragte Charlie mit einem aufmerksamen Blick in Rafes Augen. »Was Besonderes?«

»Ja«, sagte Rafe. »Ist deine Sprechanlage ausgeschaltet? Gut. Ich habe hier ein spezielles Paket.« Er hob die Aktentasche.

Charlies Gesicht erhellte sich plötzlich. Sein Blick ruhte erwartungsvoll auf der Aktentasche, kehrte dann zu Rafe zurück.

»Ein Durchbruch?« fragte er. »Haben sie endlich das Gefrierfleischproblem gelöst?«

Rafe schüttelte den Kopf.

»Ich kann es dir nicht sagen«, antwortete er. »Aber ich bringe das Zeug anstelle von Martin hinunter – aus guten Gründen. Er wird diesmal nicht mitreisen.«

»Aber warum?« Charlie starrte.

»Auch das kann ich dir leider nicht sagen«, sagte Rafe. »Es gibt Gründe, diese Sache abweichend vom üblichen Schema anzufassen. Es gibt keinen Befehl für mich, die Reise zu machen. Nichts. Martin sitzt in der Gerätekammer der Turnhalle – mit einer Sitzgelegenheit, Essen und Trinken und Mary Vail als Wache. Nur Mary, du und ich wissen davon.«

»Gott im Himmel!« sagte Charlie, und etwas von der erwartungsvollen Heiterkeit wich aus seinen Zügen. »Aber was soll ich meiner Besatzung erzählen?«

»Sag ihnen einfach, Martin habe mich als Stellvertreter geschickt. Die Gründe gehen sie nichts an.« Er lächelte und veranlaßte Charlie, das Lächeln zu erwidern. Wenige Leute konnten ihm widerstehen, wenn er lächelte. Charlie grinste jetzt verständnisnig zurück. »Natürlich können wir sie nicht daran hindern, Mutmaßungen anzustellen«, fuhr Rafe fort. »Aber sag ihnen, sie sollen nach der Landung auf der Erde nicht herumplappern.«

»Keine Sorge!« Charlie schwang seinen Sitz in Fahrtrichtung und verriegelte ihn. »Auf meine Leute kann ich mich verlassen.«

Er begann in die Bordsprechanlage zu reden. Rafe kehrte um und trug die Aktentasche in den Gang zurück, öffnete eine Tür und betrat das Passagierabteil, einen kleinen Raum mit mehreren Reihen hartgepolsterter Sessel. Er wählte einen und schnallte sich an.

Sekunden später glühte eine Warnlampe auf, es gab eine leichte Erschütterung, und die Beschleunigung preßte ihn in den Sessel zurück. Die Fähre hatte den Mond verlassen.

Rafe öffnete die Aktentasche und durchsuchte den Inhalt, doch konnte er nichts Wichtiges finden. Er schloß sie wieder und machte es sich so bequem wie möglich. Schon als Junge hatte er sich beigebracht, unter allen Bedingungen zu schlafen, wenn die Gelegenheit sich bot. Auch jetzt schloß er seine Augen

und schlief nach wenigen Minuten ein.

Er erwachte von einer Berührung seiner Schulter.

»Wir sind unten, Rafe«, sagte Peer Wallaces Stimme. Rafe zog den Vorhang vom dick verglasten Fenster zurück und blinzelte in das gelbliche, strahlend helle Licht eines frühen Nachmittags auf der Erdoberfläche. »Wir sind auf Armstrong Field, Oregon, gelandet. Draußen warten Leute auf dich – das heißt, auf unseren Projektleiter.«

Rafe nickte, gähnte, reckte sich und stand auf. Er folgte Peer aus der Fähre, etwas unbeholfen und steif nach fünf Stunden Schlaf in sitzender Haltung.

Vor der Luftschleuse war eine zwölf Meter hohe Teleskopleiter, die zum Erdboden hinabführte. Am Fuß der Leiter stand eine schwarze, zweirädrige Limousine. Hinter dem Steuerknüppel saß ein Fahrer, und die Tür zum Fond stand offen. Bei dieser Tür warteten ein Geheimdienstmann und eine schlanke blonde Frau Anfang der Dreißig.

Rafe stieg zu ihnen hinunter, und die Frau trat ihm am Fuß der Treppe entgegen. Auf ihrer Stirn standen zwei steile Falten.

»Was hat das zu bedeuten?« sagte sie. »Mr. Pu-Li sagte nichts davon, daß einer der Kosmonauten ihn vertreten würde.«

»Genau«, antwortete Rafe. »Es hätte die Sache nur kompliziert, wenn die Leute verständigt worden wären.« Er lächelte sie an, aber sie war eine von denen, die ihm widerstehen konnten. Ihr Gesicht blieb kalt.

Er ging an ihr vorbei und stieg in den Fond der Limousine. Nach sekundenlangem Zögern folgte sie ihm und setzte sich an seine Seite. Sie sprach zur Glasscheibe, die sie vom Fahrer trennte, und der Geheimdienstmann stieg vorn zu. Die Stabilisatoren summten, als das Fahrzeug sich hob und auf seinen zwei Rädern – eins vorn und eins hinten – balancierte, um über die Betonfläche zu rollen.

»Wann werden wir den Ort erreichen, wo ich die zwei anderen Herren treffen werde?« fragte Rafe.

»Warum sollten Sie das wissen müssen?« Ihre Stimme war mißtrauisch, fast feindselig.

»Weil«, sagte er geduldig, während er ihr voll ins Gesicht blickte, »die Zeit in der gegenwärtigen Situation von größter Wichtigkeit sein kann.«

Er wandte seine Augen nicht von ihr ab. Nach langen Sekunden blickte sie weg.

»In etwa einer halben Stunde«, sagte sie. »Sie sind in der Nähe von Seattle.«

Darauf lehnte sie sich zurück und blickte starr geradeaus. Trotz der Unfreundlichkeit ihres Ausdrucks hatte sie ein hübsches Gesicht, abgesehen von den dunklen Ringen unter ihren Augen. Wieder hatte er das Empfinden, Zeuge stummen Leidens zu sein.

Wahrscheinlich träumte sie zuviel, dachte Rafe. Heutzutage träumten die meisten Menschen auf der Erde mehr als ihnen lieb war.

Während der halbstündigen Fahrt sprachen sie nur noch einmal.

»Sie kennen mich offenbar«, sagte Rafe freundlich, nachdem sie Armstrong Field hinter sich gelassen hatten und mit zweihundertachtzig Stundenkilometern durch das frühlinggrüne Land rollten. »Aber Sie haben mir Ihren Namen nicht gesagt.«

»Lee«, sagte sie.

Die Art und Weise, wie sie nur mit einem einzigen Namen antwortete, hatte etwas Hoffnungsloses – als ob sie sich damit abgefunden hätte, eine unwichtige Figur zu sein, nicht viel mehr als ein Faktotum oder ein Haustier. Rafe richtete seinen Blick wieder auf das Betonband der Schnellstraße, die sich endlos vor ihnen erstreckte. Er sagte nichts mehr, bis sie am Ziel waren.

Das Ende der Fahrt kündigte sich an, als sie die Schnellstraße verließen und nach drei oder vier Kilometern auf einer Asphaltstraße durch das Tor eines Anwesens fuhren, das entweder wie ein sehr großes, herrschaftliches Landhaus oder wie ein kleines Institut aussah. Beim Tor und im umgebenden Park waren einige Dutzend Männer und Frauen in Zivilkleidern zu sehen, deren geheimdienstliche Funktionen unverkennbar waren.

»Hier?« sagte Rafe, als die Limousine vor einem breiten Portal hielt.

»Wir gehen gleich hinein«, antwortete Lee. Sie

stieg aus, und er folgte ihr.

Sie wurden eingelassen. In der Vorhalle traten ihnen zwei weitere Geheimdienstler entgegen.

»Einen Moment, bitte«, sagte Lee. »Warten Sie hier.«

Sie ging durch die prunkhafte Halle, in deren Hintergrund sich eine breite Marmortreppe erhob. Sie klopfte an eine hohe, weißlackierte Tür und trat ein. Nach einem Moment kehrte sie zurück.

»Bitte kommen Sie, Mr. Harald«, sagte sie.

Rafe ging ihr nach, gefolgt von den beiden Männern. An der Tür trat sie zur Seite und streckte ihre Hand aus. »Die Aktentasche, bitte«, sagte sie trocken. Rafe lächelte und gab sie ihr.

Lee reichte sie einem der Männer weiter, der damit fortging. Der andere folgte Lee und Rafe in den Raum.

Er war eine Bibliothek oder eine Art Herrenzimmer. Vor einem großen Kamin, der aus Feldsteinen gemauert war und in dem Papier, Reisig und Holzscheite zum Anzünden bereit aufgeschichtet waren, saßen in großen Ohrensesseln die zwei Männer, mit denen Martin Pu-Li verabredet war. Rafe erkannte sie sofort.

Willet Forebringer, Chef der UNO-Polizeitruppe, dem sämtliche Polizeikräfte auf der Erde unterstanden, solange die aus dem einschläfernden Effekt der drahtlosen Energieübertragung entstandene Notsituation andauerte, war ein dünner, drahtiger Mann Mitte der Fünfzig, mit knochigem Gesicht und einem grau-

en Haarkranz um die bleiche Glatze. Pao Gallot, der ihm gegenüber saß, war sechzig und sah wie vierzig aus, mit vollem schwarzem Haar, einem rundlichen, festen Körper und einem jovialen, harmlos aussehenden Gesicht. Rafe erwartete, daß Forebringer ihn einem Verhör unterziehen würde, tatsächlich aber war es Pao Gallot, der zuerst das Wort ergriff – mit einem unverkennbaren französischen Akzent.

»Ich setze voraus«, sagte er, »daß Martin Pu-Li Sie schriftlich autorisiert hat, ihn zu vertreten.«

Rafe schüttelte seinen Kopf. Er blickte zu Lee und dem Geheimdienstmann, der sie in den Raum begleitet hatte. Auch Pao Gallot sah den Mann an.

»Haben Sie ihn durchsucht?« fragte der Leiter des Energieprojekts.

»Nein, Sir. Er ist einer der Kosmonauten ...«

»Durchsuchen Sie ihn jetzt«, sagte Forebringer. Der Mann kam auf Rafe zu und tastete seine Kleider ab. Hinter ihnen wurde an die Tür geklopft. Lee ging hin und öffnete, kam mit der Aktentasche zurück.

»Er ist in Ordnung«, sagte der Sicherheitsbeamte.

»Dies ist auch in Ordnung«, sagte Lee.

»Dann geben Sie ihm die Tasche zurück«, sagte Pao Gallot. »Und warten Sie beide draußen.«

Lee und der Mann gehorchten. Als sie die Tür schlossen, trat Rafe zu den beiden Männern am Kamin und nahm einen Stuhl.

»Wir haben Sie nicht eingeladen, sich zu setzen, Harald«, sagte Forebringer. »Sie wissen, daß Sie wegen Ihres Erscheinens hier mit Ihrer Festnahme rech-

nen müssen. Mit Ausnahme von Martin Pu-Li ist keiner von Ihnen berechtigt, zur Erde zurückzukehren.«

»Wo ist Martin?« fragte Gallot.

»Auf dem Mond«, sagte Rafe.

»Er hat Sie geschickt?«

»Nein«, sagte Rafe. »Ich sperrte ihn ein und kam an seiner Stelle.«

»Und die Fähre brachte Sie ohne Erlaubnis zur Erde?« fragte Forebringer.

»Ich ließ die Besatzung in dem Glauben, ich sei der Überbringer einer wichtigen Nachricht«, sagte Rafe. »Eines entscheidenden Durchbruchs, einer Lösung des Problems, das unser Projekt seit drei Jahren daran hindert, einen ersten Sternenflug zu machen. Ich ließ sie denken, es gäbe geheime Gründe dafür, daß ich statt Martin die Nachricht überbringe.«

»Es gibt keine solche Lösung, nicht wahr?« fragte Pao Gallot.

»Nein«, sagte Rafe.

»Ich sehe.« Pao Gallot schwieg einen Moment. »Dann sollten Sie uns jetzt erklären, warum Sie hier sind.«

»Wegen Abner Carmody Leesin«, sagte Rafe. »Er ist ein Biophysiker, den ich vor drei Jahren für die Arbeit am Projekt empfahl, aber ein Prüfungsausschuß entschied gegen ihn. Ich wollte ihn gestern anrufen und konnte ihn nicht sprechen. Man sagte mir, er sei vor acht Tagen verschwunden.«

Er blickte von einem zum anderen.

»Und nun?« fragte Forebringer nach einer Weile.
»Was ist mit diesem Leesing?«

»Diese Frage stellte ich Martin, bevor ich ihn einsperrte und seinen Platz in der Fähre einnahm«, sagte Rafe. »Er behauptete, er wisse nichts über Leesings Verschwinden.«

Forebringer blickte zu Gallot. Gallot hob seine schwarzen Brauen und blickte zurück.

»Sollen wir es vielleicht wissen?« fragte Forebringer. »Ist es das?«

»Einer von Ihnen – oder Martin«, sagte Rafe. »Vielleicht Sie alle.«

»Was zum Teufel denken Sie?« fragte Forebringer ärgerlich. »Bilden Sie sich etwa ein, wir hätten Zeit, jeder vermißten Person auf der Erde nachzuspüren? Wir haben eine Welt zu lenken.«

»Eine Welt zu begraben«, sagte Rafe leise.

Hoch im Schornstein seufzte ein Wind, und ein leichter Luftzug kam aus dem offenen Kamin und brachte den Geruch von altem verkohltem Holz und Asche.

»Was soll das heißen?« fragte Pao Gallot.

»Sie wissen es«, erwiderte Rafe. »Dachten Sie, Sie könnten ein paar von den besten Gehirnen der Generation zum Mond abschieben, wo sie nichts zu tun haben als nachzudenken? Wir sind dort oben über alle Vorgänge ziemlich gut im Bilde. Seit drei Jahren ist das Projekt ›Ferner Stern‹ an dem Problem der Nervenschäden während des Kältetiefschlafs hängengeblieben. Und ohne Kältetiefschlaf wäre es sinn-

los, ein Schiff auch nur bis Alpha Centauri zu schicken. Unterdessen stirbt die Erde.«

»Stirbt?« sagte Pao Gallot. »Niemand muß heutzutage Hunger leiden. Niemand. Und die Energiegewinnung aus dem Erdinnern versetzt uns in die Lage, alle Welt mit billigem Strom zu versorgen, nicht zuletzt die Nahrungsmittelfabriken. Wir können tausend Jahre aushalten – gar nicht zu reden von den paar Jahren, die Sie vielleicht noch brauchen werden, um das kleine Gefrierproblem zu lösen.«

»Der Mensch lebt nicht vom Brot allein«, sagte Rafe. »Diese Frau, die mich herbrachte, ist bereits halbtot. Und genauso sieht es mit den meisten anderen aus. Aber das ist es nicht, was mich am meisten beunruhigt. Die Erde liegt im Sterben, und Sie lassen sie vorsätzlich sterben.«

Gallot grunzte.

»Sie sind psychotisch«, sagte Forebringer zwischen schmalen Lippen.

»Das sagte Martin auch zu mir«, antwortete Rafe. »Und als er es sagte, wußte er genau, daß es sich nicht so verhielt. Auch Sie wissen, daß es nicht wahr ist. Wenn überhaupt jemand weiß, daß die Welt stirbt, dann sind Sie es. Und aus irgendeinem Grund, selbst wenn Sie den Prozeß nicht aktiv fördern, lassen Sie es geschehen, statt gegen die Dinge anzukämpfen. Warum? Wen oder was fürchten Sie?«

»Gott im Himmel!« sagte Forebringer zu Gallot. »Warum hören wir uns das an?«

»Einen Moment«, sagte Pao und hob seine Hand.

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus, Harald?«

»Ich habe es Ihnen gesagt. Ich möchte wissen, wo Ab Leesing ist, und wer ihn entführt hat.«

»Aber nicht, warum?«

»Ich weiß, warum«, sagte Rafe. »Ich glaube, Sie wissen es auch. Ab Leesings Arbeit muß ihn zu etwas geführt haben, das dem Projekt aus der Sackgasse helfen würde. Seine Entführung ist also ein Schritt weiter. Man gibt sich nicht bloß damit zufrieden, die Erde sterben zu lassen, sondern man unternimmt Schritte, um den Prozeß zu fördern. Wer von Ihnen hat an seinem Verschwinden aktiv oder passiv mitgewirkt?«

»Ich nicht«, sagte Gallot. »Ich habe keine Zeit für etwas anderes als die Energieerzeugung und die Nahrungsmittelfabriken. Und meine Arbeit wächst mir so schon über den Kopf.« Er blickte zu Forebringer. »Bill?«

Forebringers weißes Gesicht begann rötlich anzulaufen. »Ich habe es nicht nötig, solche Fragen einer Antwort zu würdigen«, grollte er.

»Sie sagen auch nein«, sagte Rafe. »Und einer oder beide von Ihnen lügen.« Er betrachtete sie. Beide Männer bewegten sich unruhig. Forebringer legte seine Hände auf die gepolsterten Armlehnen, als wolle er aufstehen.

»Ich sehe«, sagte Rafe. »Sie möchten dieses Gespräch beenden. Aber lassen Sie sich vorher noch etwas zeigen. Könnten Sie einen von Ihren Leuten an der Tür hereinkommen lassen, so daß ich Ihnen et-

was demonstrieren kann?«

»Was wollen Sie demonstrieren?« fragte Forebringer.

»Lassen Sie es sich zeigen, bevor ich mit Erklärungen anfangen«, antwortete Rafe.

Sie zögerten.

»Haben Sie die Absicht, ihn zu verletzen?« fragte Gallot.

»Spielt das eine Rolle?«

»Warten Sie, Harald«, fing Gallot an. »Ich sehe nicht ein ...«

»Schon gut«, unterbrach Forebringer. Er drückte einen Knopf im Sockel eines Telefons, das auf einem Rauchtisch neben ihm stand, dann nahm er den Hörer ab.

»Schicken Sie Jim herein«, sagte er.

Hinter Rafe wurde die Tür geöffnet. Rafe stand auf und ging dem Geheimdienstmann entgegen. Als der Mann die Tür hinter sich geschlossen hatte, war Rafe bei ihm und nahm ihn beim Arm. »Kommen Sie«, sagte er. »Wir brauchen Sie hier ...«

Dann stieß er dem Mann die steifen Finger seiner freien Hand unter das Brustbein. Der andere klappte zusammen. Rafe faßte ihn schnell und hielt ihn aufrecht. Seine Rechte glitt unter die Jacke des Geheimpolizisten und zog eine flache Pistole aus dem Achselhalfter. Er steckte sie in die Hosentasche und schleppte den anderen zu dem Stuhl, wo er selbst gesessen hatte. Dort lud er den Bewußtlosen ab.

»Was ist das?« keuchte Pao Gallot. Er und Fo-

rebringer waren aufgesprungen. Sie starrten entgeistert.

»Sie haben es nicht gesehen?« fragte Rafe. Er richtete sich auf und bedrohte die beiden mit der Pistole. »Setzen Sie sich wieder hin.«

Sie stierten die Waffe an und gehorchten.

»Gut«, sagte Rafe. »Wie Sie gesehen haben, sind meine Reflexe ziemlich schnell. Ich kann die Pistole in die Tasche stecken und diesen Mann fesseln – und werde trotzdem schnell genug sein, Sie beide zu erschießen, sollten Sie Ihre Sessel verlassen oder irgendwelche Geräusche machen. Haben Sie mich verstanden?«

»Mr. Harald ...«, begann Gallot in beschwörendem Ton.

»Keine Geräusche. Keine Gespräche«, sagte Rafe. Pao Gallot schloß seinen Mund. Rafe steckte die Pistole in seinen Hosenbund. Er knüpfte dem Geheimpolizisten die Krawatte auf und knebelte ihn damit. Dann zog er die schlaffe Gestalt auf den Boden und fesselte Hände und Füße auf den Rücken. Als er mit seiner Arbeit zufrieden war, schleifte er den Mann hinter ein Sofa, wo man ihn nicht leicht sehen konnte.

»Nun«, sagte er, zu Gallot und Forebringer zurückkehrend, »werden wir gemeinsam dieses Haus verlassen. Wir werden die Limousine nehmen, die mich gebracht hat. Sagen Sie denen draußen, daß keiner diesen Raum betreten darf, bis anderslautende Befehle eintreffen. Wir werden Lee mitnehmen, da-

mit sie die Limousine für uns fährt – niemand sonst. Haben Sie mich verstanden?« Sie nickten. »Also vorwärts. Sie gehen vor mir aus der Tür. Denken Sie sich selbst aus, was Sie zu sagen haben, und vergessen Sie nicht, daß ich die Pistole habe. Keiner hier kann mich so schnell töten, daß ich nicht vorher Sie beide niederschließen könnte.«

Sie gingen zur Tür und hinaus in die Vorhalle.

»Lee«, sagte Forebringer. »Kommen Sie mit. Dieser Raum wird versiegelt. Mr. Harald, Mr. Gallot und ich haben anderswo etwas zu erledigen. Sie werden uns fahren, Miß Lee. Alle anderen bleiben hier.«

»Ja, Sir«, sagte sie. »Die Limousine, mit der wir Mr. Harald brachten, steht noch draußen. Wollen Sie die nehmen?«

»Das ist gut«, sagte Forebringer.

Sie folgten der Frau durch die Halle. Rafe blieb einen Schritt hinter Forebringer und Gallot. Sie traten hinaus in Sonnenlicht und frische Frühlingsluft. Während Lee ins Fahrerabteil stieg, nötigte Rafe seine Gefangenen in den Fond; er selbst kroch als letzter hinein. Das Fahrzeug hob sich auf seine zwei Räder und kurvte die Auffahrt hinunter und hinaus auf die Verbindungsstraße.

»Wohin, Sir?« meldete sich Lees emotionslose Stimme aus dem Lautsprecher, der Fahrerabteil und Fond miteinander verband. Forebringer blickte zu Rafe.

»Armstrong Field, denke ich. Wo ich landete«, sagte Rafe. »Es sei denn, Sie wissen eine günstigere

Gelegenheit, wo wir einen drei- oder mehrsitzigen Senkrechtstarter kriegen können.«

»Armstrong Field«, sagte Forebringer. Rafe streckte seine Hand aus und schaltete die Sprechverbindung zur Fahrerin aus.

»Diese Frau kann keinen Senkrechtstarter fliegen«, bemerkte Forebringer.«

»Ich kann es«, sagte Rafe.

Wieder verlief die Fahrt schweigsam. Erst als der Flughafen schon in Sicht war, ergriff Rafe von neuem das Wort.

»Bestellen Sie jetzt die Maschine«, sagte er zu Forebringer. »Sagen Sie ihnen, es handele sich um eine Notsituation – oder was Sie wollen. Aber sie müssen uns sofort eine Maschine zur Verfügung stellen. Wir werden alles nehmen, was fliegen kann, wenn es sein muß, auch eine Passagiermaschine mit zweihundert Plätzen.«

Forebringer griff zum Telefon und wählte eine Nummer.

»Flughafenpolizei Armstrong Field«, sagte eine Stimme aus dem kleinen Lautsprecher.

»Willet Forebringer hier, Kodenummer Ajax zehn. Ich brauche sofort einen dreisitzigen Senkrechtstarter. Wir sind jetzt am Rand des Flugfelds. Können Sie die Maschine bereitstellen, bis wir Ihr Büro erreichen?«

»Sir – ich – Mr. Forebringer, vielleicht sollten Sie lieber mit dem Captain hier sprechen, Sir«, stammel-

te die Stimme. »Ich bin bloß im Abfertigungsdienst.«

»Sie können das auch«, sagte Forebringer grimmig. »Geben Sie den Befehl einfach weiter – und es ist ein Befehl. Und nun sagen Sie mir, können Sie den Senkrechtstarter bereitstellen?«

»Sir – ich weiß nicht, ich ...«

Forebringer unterbrach die Verbindung. Er ließ sich zurücksinken und sah Rafe an.

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist«, sagte er mißmutig. »Die Macht der Gewohnheit, wahrscheinlich. Man könnte meinen, ich sei darauf versessen, diese Reise zu machen.«

»Wenn Sie ein anständiger Mensch sind, dann sollte es auch so sein«, sagte Rafe.

Sie fuhren am großen Abfertigungsgebäude vorbei zu einem kleineren Haus, dessen Fassade das Wort POLIZEI in gelben Leuchtbuchstaben verkündete.

»Wir bleiben im Wagen, bis wir die Maschine besteigen«, sagte Rafe. »Sprechen Sie wieder mit den Leuten, Forebringer.«

Forebringer beugte sich vor und nahm das Telefon. Er erhielt die Auskunft, daß eine fünfsitzige Maschine für ihn bereitstehe, und sie rollten durch die Polizeieinfahrt neben dem Gebäude auf das Flugfeld.

Fünf Minuten später hob die Maschine ab, und Lees verkürzte Gestalt neben der blitzenden Limousine schwand unter ihnen dahin. Rafe saß im Pilotensitz und beobachtete in kurzen Abständen den Rückspiegel, wo Gallot und Forebringer zu sehen waren, wie sie steif und unbehaglich auf den rückwärtigen

Sitzen hockten, die Arme verschränkt.

In eintausend Meter Höhe ließ Rafe die Maschine in Horizontalflug übergehen, schlug Ostkurs ein und stieg allmählich auf dreitausend Meter. Dann schaltete er den Autopiloten ein und schwang seinen Sitz herum, daß er Forebringer und Gallot vor sich hatte.

»Darf man fragen, wohin Sie uns bringen?« fragte Pao Gallot.

»Ich weiß es nicht genau«, sagte Rafe. »Wir werden einfach auf Ostkurs bleiben, bis es dunkel wird, oder bis Sie einschlafen.«

Beide Männer fuhren fast gleichzeitig auf.

»Sie verdammter Dummkopf!« schnarrte Forebringer. »Wissen Sie nicht, daß jeder Flugplatz, dessen Bereich wir mit automatischer Steuerung durchfliegen, uns herunterholen wird, sofern niemand an Bord ist, der wach bleibt und den Autopiloten ausschaltet? Und daß eine Maschine dieser Größe nicht ausgerüstet ist, unter Flughafenskontrolle zu landen? Wenn Sie uns in einen Sendebereich fliegen, werden wir als Schrotthaufen auf irgendeinem Landeplatz enden!«

Plötzlich brach er ab. Seine Augen wurden schmal und starrten Rafe durchbohrend an. »Oder vielleicht rechnen Sie damit, daß Sie nicht einschlafen werden«, sagte er. »Was sind Sie? Eine Art von Schlafwandler?«

»So könnten Sie es nennen«, antwortete Rafe.

Er erwartete, daß der eine oder der andere von ihnen nach dieser Auskunft weitere Fragen stellen

würde. Aber keiner tat es. Pao Gallot saß unbeweglich und blickte zum Fenster hinaus. Forebringer lehnte sich zurück und verschränkte wieder die Arme vor seiner Brust, wie ein Mann, der zu einer Entscheidung gekommen ist.

3

»Ich weiß nicht, welche Fähigkeit Sie zu besitzen glauben, um dem einschläfernden Effekt zu widerstehen«, sagte Pao Gallot nach längerer Pause. »Aber wenn Sie über diejenigen Bescheid wissen, die ihm widerstehen können, dann wissen Sie auch, daß nicht zwei Menschen gleich reagieren. Mehr als vier Jahre sind vergangen, seit Sie auf der Erde waren, und damals war noch keine Zapfstation zur Erzeugung drahtloser Energie in Betrieb. Sie haben also keine wirklichen Erfahrungen, wie Ihr Organismus auf die Ausstrahlung drahtloser Energie reagieren wird ...«

»Ich besuchte eine der Versuchsstationen«, sagte Rafe. »Das war ein Jahr, bevor ich zum Mond ging.«

Pao Gallot seufzte leicht und blickte wieder zum Fenster hinaus. Das Land unter ihnen war vom Schein der untergehenden Sonne gerötet, aber der Osthimmel dunkelte bereits, und am Horizont voraus funkelten die Lichter einer Stadt aus graublauem Dunst. Irgendwo dort kauerte eine Kraftstation mit ihrem riesigen Sendemast über einem Schacht, der fünfhundert Kilometer tief ins glutflüssige Erdinnere getrieben war; die Hitze und der Druck am unteren

Ende dieses Schachts würden bald genutzt werden, um die schweren Turbogeneratoren anzutreiben, deren drahtlos ausgestrahlte elektrische Energie die Umformerstationen und Fabriken versorgte – und über erstere auch die Stadt dort unten. Geschah dies, so verzerrte die Energieausstrahlung die Alpharhythmen menschlicher und tierischer Gehirne im Bereich der Sendeantenne, und die Körper, zu denen die Gehirne gehörten, schiefen ein, ob sie Schlaf brauchten oder nicht. Aus diesem Grund begannen die Energieausstrahlungen niemals vor Sonnenuntergang.

»Also schön«, sagte Pao Gallot, sichtlich beunruhigt über die mißliche Lage, in der sie sich so kurz vor Beginn der Sendezeit immer noch befanden, »Sie haben einmal erlebt, wie Sie unter Energieausstrahlung reagierten. Sie fanden, daß Sie nicht so unwiderruflich einschiefen wie andere. Sie entdeckten, daß Sie sich umherbewegen konnten, obwohl Ihre Gehirnströme im erzwungenen Alpharhythmus waren. Vielleicht konnten Sie nicht nur schlafwandeln, sondern Ihre schlafwandlerische Aktivität sogar bis zu einem gewissen Grad steuern. Aber ist Ihnen auch klar, wieviel mehr wir heute über den erzwungenen Alphazustand wissen, verglichen mit der Zeit, als die ersten Versuchsmodelle von Kraftstationen erprobt wurden? Wir wissen heute, daß nicht nur nervöse Reaktionen betroffen sind – das Urteilsvermögen wird ebenso beeinträchtigt. In einem von der Energieausstrahlung erzeugten Alphazustand können Sie

der Überzeugung sein, daß Sie Ihre Handlungen recht gut koordinieren und ausführen, aber ein Film, zur gleichen Zeit von Ihnen aufgenommen, würde zeigen, wie Sie herumstolpern, langsam, unbeholfen und unsicher in Ihren Bewegungen – wie ein Betrunkener oder jemand, der unter Drogeneinwirkung steht. Aber Ihnen selbst bliebe dies verborgen. Genau wie ein Betrunkener würden Sie sich im vollen Besitz Ihrer Fähigkeiten wähnen.«

»Das ist das Problem mit Menschen wie Lee – und all den anderen Milliarden Erdenbürgern«, sagte Rafe. »Jede Nacht sind sie betrunken, ob sie es wollen oder nicht, und die Folgen beginnen sich zu zeigen.«

»Sie hören mir nicht zu«, sagte Pao Gallot.

»Nein. Sie sind es, der mir nicht zuhört«, erwiderte Rafe. »Warum stellen Sie die Sendungen nicht für eine Woche ein und beobachten, welche Auswirkungen sich in der Weltbevölkerung zeigen?«

»Eine Woche einstellen?« schnaubte Forebringer. »Wir könnten die Stationen nicht mal für eine einzige Nacht ausschalten! Schon jetzt haben wir Mühe, den Kalorienbedarf der Bevölkerung hinlänglich zu befriedigen. Der Ausfall eine Wochenproduktion unserer Lebensmittelfabriken würde uns so weit zurückwerfen, daß es eine Hungersnot geben würde, bevor wir den Verlust wieder hereinbringen könnten!«

»Wie können Sie dessen so sicher sein?« sagte Rafe.

»Weil er recht hat«, sagte Pao Gallot. »Vielleicht glauben Sie es mir. Schließlich ist es meine Aufgabe,

die Weltbevölkerung zu füttern.«

»Außerdem könnten wir die Fabriken nicht mal dann für eine Woche schließen, wenn die Versorgung einigermaßen gesichert wäre«, sagte Forebringer. »Sobald sich herumsprechen würde, daß die Lebensmittelfabriken nicht produzieren, hätten wir eine Revolution am Hals ...«

Die letzten Worte kamen verlangsamt und gingen in einem Gähnen unter. Forebringers Augenlider zuckten, klappten herunter. Sein Gesicht erschlaffte. Pao Gallot, eben noch besorgt und erregt, war bereits eingeschlafen, und sein rundes Gesicht ruhte friedlich auf seinem Doppelkinn.

Das Innere der Maschine verschwamm vor Rafes Augen. Offensichtlich waren sie im Sendebereich einer Kraftstation, die soeben den Nachtbetrieb eingeschaltet hatte, so plötzlich hatte die Wirkung eingesetzt. Instinktiv spannte sich Rafe gegen den überwältigenden Impuls, seinem Schlafbedürfnis nachzugeben.

Dann zwang er sich zur Entspannung.

Nicht dagegen ankämpfen, sagte er sich. Nicht kämpfen. Mitgleiten ... ganz sacht ... locker bleiben ...

Das »Gleiten« war nur ein bildlicher Ausdruck. Es kam darauf an, zu wissen, was bekämpft werden konnte und was nicht. Er konnte die Energieausstrahlung, die jetzt die Luft um ihn erfüllte, nicht daran hindern, der elektrischen Aktivität seines Gehirns ein charakteristisches – und einschläferndes – Muster

von Alphawellen aufzuzwingen. Aber er konnte sich damit abfinden und ein Arrangement mit dem Rest seines Körpers suchen, der dem Einschläferungseffekt nicht unterlag. Es war der gleiche Effekt, der unter die Augen der Frau namens Lee Ringe gemalt und ihrem Gesicht einen Zug von Hoffnungslosigkeit aufgeprägt hatte. Es war der gleiche Effekt, der den größten Teil der Weltbevölkerung während der Nachtstunden lähmte – ausgenommen die »Schlafwandler« mit ihrer natürlichen Immunität, bestimmte Individuen mit Joga-Training und einige wenige andere, die ihre Gehirnströme bewußt kontrollieren konnten.

Gleiten ... mit den Impulsen gehen ... Gut, und jetzt umdrehen, über den Strom ... ihn ablenken ... noch ein wenig ...Jetzt!

Rafe saß mit offenen Augen im Pilotensitz. Bis auf ein seltsames Gefühl, das in ihm summete und gespürt, aber nicht gehört wurde, war sein Befinden völlig normal. Aber dies war nur sein subjektives Urteil.

Er hob seine linke Hand und beobachtete das Zifferblatt seiner Armbanduhr. Es sah aus wie immer, nur schien der Sekundenzeiger vier- oder fünfmal so schnell zu kreisen wie gewöhnlich, während der Minutenzeiger deutlich wahrnehmbar vorwärts kroch.

Reflexe, dachte er und lachte beinahe, aber die erheiterte Reaktion drohte seine Anpassung an die Alphawellen der Radioenergie zunichte zu machen. Die Flugzeugkanzel verschwamm wieder vor seinen Au-

gen, und die schwere Hand der Schläfrigkeit legte sich wie die Pranke eines Bären auf ihn und zog ihn nieder. Er lehnte sich zurück und versuchte den Rückfall zu neutralisieren.

Vorsicht ... langsam, sagte er sich. Die Uhr war nur ein Aspekt des Universums. Zeit war relativ. Die Energiewellen des Senders waren ein weiterer Aspekt, nicht mehr. Verzerrte Zeit blieb nichtsdestoweniger Zeit. Diese Dinge waren für ihn nur periphere Erscheinungen. Ich bin der Mittelpunkt meines Universums ...

Er erlangte die Kontrolle über sich selbst zurück. Wieder blickte er auf seine Uhr.

Langsamer, sagte er zum Sekundenzeiger. Langsamer ...

Eine Weile marschierte der Zeiger weiter, als ob er den Befehl ignorierte. Dann schien er sich allmählich zu verlangsamen, während Rafe ihn beobachtete. Langsamer ... langsamer ... Schließlich blieb seine Geschwindigkeit konstant, noch immer schneller als normal, aber gut genug.

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Maschine.

Das Flugzeug kreiste über der lichterfunkelnden Stadt und hatte deutlich an Höhe verloren. Das automatische Leitsystem des Flughafens war offensichtlich im Begriff, die Landung einzuleiten. Noch ein paar Spiralen, und das Leitsystem würde die Maschine auf das Flugfeld herunterholen – aber dieser Senkrechtstarter war nicht ausgerüstet, um auf die

automatischen Signale von unten richtig zu reagieren.

Rafe schaltete den Autopiloten und die Bodenkontrolle aus und signalisierte, daß er mit Handsteuerung landen würde.

Minuten später setzte er die Maschine leicht vor dem Abfertigungsgebäude auf. Alles war strahlend hell beleuchtet, aber Rafe konnte kein lebendes Wesen entdecken. Er kämpfte ein schweres Gewicht von Trägheit nieder, das ihn einlud, all seine Anstrengungen aufzugeben, stand auf, ging an seinen zwei schlummernden Passagieren vorbei und sprang auf die Betonpiste.

Eine Nachtbrise blies kühl in sein Gesicht, aber die Erfrischung, die sie ihm brachte, war nur oberflächlich. Er wandte sich um und stapfte ziemlich schwerfällig durch das leere Flughafengebäude, vorbei an verlassenen Schaltern, Zeitungskiosken und Restaurants und über eine weite Fläche aus gelber Marmorimitation. Seine Schritte echoten laut in der Leere zwischen dem Boden und der hohen Betonrippendecke.

Er ging durch einen Luftvorhang ins Freie. Zu seiner Linken standen Mietwagen aufgereiht. Er beachtete sie nicht und blickte umher. Rechts im Hintergrund war ein großer Parkplatz voll von Privatfahrzeugen unter gleißenden Flutlichtlampen. Er ging hinüber, und als er bei der ersten Reihe anlangte, begann er methodisch die Türgriffe zu probieren.

Am vierzehnten oder fünfzehnten Zweiradwagen

fand er eine offene Tür, aber erst in der zweiten Reihe und ziemlich weit auf der anderen Seite entdeckte er einen, der nicht nur offene Türen, sondern auch einen Schlüssel im Zündschloß hatte.

Er stieg ein und untersuchte die Instrumente. Sie zeigten an, daß das Fahrzeug zwei halb entleerte Energiezellen hatte, sonst aber fahrbereit war. Er fuhr vom Parkplatz und hielt bei der nächsten Ladestation, wo er die Türscheibe einschlug und die halb erschöpften Zellen durch frische ersetzte. Dann fuhr er auf die Zubringerstraße hinaus und schaltete die Orientierungshilfe ein.

Der kleine Kartenausschnitt, der in der Mitte des Armaturenbretts aufleuchtete, zeigte einen grünen Punkt bei einem Flugplatz am Rand von Topeka, Kansas. Offenbar war er etwas nach Süden abgekommen, als er von Oregon nach Osten geflogen war. Er nahm die Ringstraße und kam nördlich der Stadt auf eine Schnellstraße mit einer Spur ohne Geschwindigkeitsbegrenzung. Während der Nachtstunden gab es keine Verkehrspolizei mehr, und er hätte jede beliebige Straße nach Norden nehmen können, aber nur die Fahrspuren ohne Geschwindigkeitsbegrenzung waren für Innenlenkerfahrzeuge mit Geschwindigkeiten bis vierhundert Stundenkilometer ausgebaut. Allerdings schien dieser vier oder fünf Jahre alte Karren, den er gestohlen hatte, kaum imstande zu sein, schneller als zweihundertfünfzig zu fahren.

Er fuhr am schlafenden St. Joseph vorbei und nach

Iowa hinein, bog in die Ausfahrt von Des Moines und rollte durch den hell erleuchteten, aber völlig stillen und leblos wirkenden Vorort von Des Moines, der die Collegestadt von Grinnel war, als die Lokalzeituhr seines Wagens achtundzwanzig Minuten nach elf anzeigte.

Ungefähr sieben weitere Stunden Dunkelheit und Energieausstrahlung. Etwas mehr als sieben Stunden, bis Forebringer einen weltweiten Haftbefehl gegen ihn erlassen konnte.

Warnlampen blinkten unerwartet voraus; die Straße schien gesperrt. Er bremste scharf, daß die Reifen quietschten, aber der Wagen kam sicher auf langsame Geschwindigkeit. Nun, kurz vor den Lichtern, konnte er sehen, daß die Straße aufgegraben war. Am linken Randstein schien eine schmale Durchfahrt frei zu sein, wo die Linie der Blinklichter unterbrochen war. Er hielt darauf zu.

Als er die Durchfahrt erreichte, fiel ihm auf, daß die Straßenbeleuchtung direkt hinter der Baustelle ausgeschaltet war, so daß der Raum hinter den Warnlampen einem schwarzen Loch glich. Dann neigte sich die Nase des Wagens abwärts, und das Vorderrad blieb in etwas Weichem stecken. Das Fahrzeug blieb hängen, der Motor starb. Rafe griff an seinen Gürtel, aber die Pistole war fort Sie mußte sich gelockert haben und irgendwann herausgefallen sein. Vor der Windschutzscheibe bewegte sich ein Schatten.

Rafe sprang aus dem Wagen, bevor der Schatten neben ihm war. Er sah eine schwarze Gestalt mit er-

hobenem Arm, aber als der Arm niedersauste, war er schon ausgewichen und prallte mit einer zweiten Gestalt zusammen, die er zuvor nicht bemerkt hatte. Wut kam in ihm hoch.

Er und der andere fielen in den Sand oder die Erde der Aufgrabung. Rafe konnte freikommen, bearbeitete den anderen Körper mit Kniestößen und Fausthieben, rollte herum und blickte auf. Wieder ragte die erste Gestalt über ihm, und nun sah er, daß sie einen Knüppel in der erhobenen Hand hielt.

Er rollte wieder, und der Knüppel sauste neben ihm auf die Erde. Er war auf den Füßen, bevor der Angreifer sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Langsam und schwerfällig, wie eine Gestalt aus einem Traum, richtete der Mann sich wieder auf und hob seinen Arm. Rafe zielte auf die Stelle zwischen Kopf und Schultern und trieb einen harten Faustschlag hinein. Der andere sackte rückwärts, fiel und lag im Scheinwerferlicht des Wagens, ein grobschlächtiger Mann von vielleicht vierzig Jahren mit einem Messer im Gürtel, der nun beide Hände an seinem Hals hatte und röchelnd zu atmen versuchte.

»Du hast Glück gehabt, daß ich nicht besser sehen konnte«, keuchte Rafe zornig. »Ich hätte dir den Hals gebrochen.«

Auf einmal wurde ihm bewußt, daß das summende Gefühl in ihm verschwunden war. Doch nun, da er daran dachte, setzte es wieder ein. Es wuchs in ihm, ein häßliches, unnatürliches Gefühl, daß sein Körper ohne seine Zustimmung gebraucht wurde. Er blickte

wieder auf den Mann, der am Boden lag und würgte.

»Ja, tatsächlich«, sagte er zu sich, »diese Burschen sind Schlafwandler.« Er ging zu dem anderen Mann, den er zuerst getroffen hatte, und beugte sich über ihn. Er war besinnungslos.

Rafe wandte sich um und untersuchte den Wagen. Das Vorderrad war in einer flachen, sandigen Ausgrabung.

Zwei Meter rechts war der Straßenbelag intakt. Die Wegelagerer hatten die Warnlampen umgestellt und nur das Loch in der Straße als vermeintliche Durchfahrt freigehalten.

Rafe stieg ein und startete den Motor. Er ließ den Wagen vorsichtig vor und zurückrollen. Die Räder drehten durch und wühlten sich in den Sand, aber nach einer Weile hatte der Wagen soviel Schwung, daß das Vorderrad festen Boden erreichte.

Er schaltete die volle Antriebskraft auf das Vorderrad, und mit einem Ruck und einem Vorwärtsschaukeln zog der Wagen sich aus der Mulde.

Er fuhr weiter und grub die gesuchte Adresse aus seinem Gedächtnis – Busher Drive 5514. Er schaltete die Orientierungshilfe ein, die nun eine Übersichtskarte von Des Moines zeigte. Er war nicht weit von seinem Ziel. Schon nach einer Minute bog er nach rechts in eine sanft gekrümmte Straße ein und rollte sie langsam entlang, während er im Licht der Straßenlaternen nach den Hausnummern Ausschau hielt.

Die Häuser zu beiden Seiten waren alt und groß. Häuser wie diese waren in den letzten fünfzig Jahren

nicht mehr gebaut worden. Sie lagen ein gutes Stück von der Straße zurück inmitten ansehnlicher Grundstücke mit hohen Bäumen, durch Hecken, Zäune oder Mauern gegen Sicht von der Straße abgeschirmt.

Bald darauf fand er das gesuchte Haus. Es hatte einen zwei Meter hohen Maschendrahtzaun mit zwei Strängen Stacheldraht darüber und einer dichten Hecke dahinter. Das Tor war vergittert und hatte Sichtblenden, aber der gemauerte Pfeiler rechts neben der Einfahrt trug die Nummer 5514.

Rafe hielt und stieg aus. Er probierte das Tor, aber es war verschlossen, wie er erwartet hatte. Er blickte am Zaun hinauf, aber Stacheldraht und Hecke schreckten ihn ab. Einen Moment dachte er daran, das Tor mit dem Wagen aufzusprengen.

Aber es gab nicht genug Raum, um das Fahrzeug auf die nötige Geschwindigkeit zu bringen, und außerdem sah das Tor sehr stabil aus. Er blickte die Straße entlang. Eine der großen Ulmen, die den Straßenrand säumten, streckte ein paar von ihren ausladenden Ästen über das Grundstück des Hauses 5514.

Der Stamm war so dick, daß er ihn nicht annähernd umfassen konnte, und die untersten Äste waren vielleicht fünf Meter über dem Boden. Er schnallte seinen Gürtel ab, zog ihn aus den Schlaufen. Er zog das Ende durch die Schnalle an seinem linken Handgelenk, dann warf er den Gürtel um den Stamm und fing das Ende mit der Rechten auf. Langsam, behindert von der rauhen, dickrissigen Borke und der Un-

beholfenheit seiner verlangsamten Reflexe, begann er sich den Stamm hinaufzuarbeiten.

Nach einigen Minuten kam er in Reichweite des untersten Astes, zog sich hinauf und verschnaufte. Dann legte er seinen Gürtel wieder an und hielt Umschau.

Der Ast, auf dem er war, gehörte nicht zu denen, die über Zaun und Grundstück des Hauses 5514 hingen. Er mußte weitere zwei Meter klettern, bis er einen erreichte, der ihm geeignet erschien. Er setzte sich rittlings darauf und rutschte langsam hinaus.

Die ersten vier oder fünf Meter waren leicht. Der Ast war dick und trug ihn ohne weiteres. Aber dann, als er sich verzweigte und dünner wurde, bog er sich unter seinem Gewicht nach unten. Das war genau richtig, denn der Punkt, wo der Ast dem Stamm entwuchs, war acht Meter über der Erde, und er hatte gehofft, dem Rasen jenseits von Zaun und Hecke ein gutes Stück näher zu kommen, bevor er spränge.

Doch nun, als der Ast hinter ihm verräterisch knarrte und sich bedenklich zum Bruchpunkt herabbog, hielt er in seiner Fortbewegung inne und spähte hinunter. Er war gute fünf Meter innerhalb des Zauns und seiner hohen Hecke, und der Boden war kaum dreieinhalb Meter unter ihm. Nichts Beunruhigendes war in Sicht. Warum also zögerte er noch?

Dann hörte er es wieder und erkannte es als das Geräusch, das seinen inneren Alarm ausgelöst hatte, ohne daß er es bewußt hatte identifizieren können: ein leises, kehliges Knurren.

Seine Augen suchten in der Dunkelheit unter ihm nach dem Urheber des Geräusches – und diesmal entdeckten sie ihn.

Es war ein Wolf, ein ausgewachsener Wolfsrüde, der gut und gern hundertvierzig Pfund wiegen mochte, und er stand direkt unter ihm auf dem Rasen, die Kiefer ein wenig geöffnet, mit breiter Stirn und Augen, die den gedämpften Lichtschimmer der Straßenbeleuchtung reflektierten. Der Wolf blickte unverwandt zu ihm auf. Zwischen den aufgestellten Ohren glomm etwas wie Metall.

Das fast unhörbare Grollen brach ab. Es wurde zu einem hechelnden Japsen, das sich zu kaum verständlichen Worten formte.

»Ich bin Lukas«, sagte der Wolf. »Und ich soll töten.«

4

Rafe versuchte instinktiv zurückzukriechen. Aber bei der Bewegung neigte sich der Ast unter ihm abwärts, und ohne erkennbare Vorbereitung schoß der Wolf in die Luft auf ihn zu. Rafe zog seine baumelnden Füße an, und die weißen Fänge klappten nur eine Handbreit unter ihnen zusammen, als der Ast wieder empor schwang. Rafe hielt sich daran fest und wagte keine Bewegung mehr. In seinen Reaktionen behindert, hatte er nicht die Absicht, es unten auf dem dunklen Rasen mit einer Bestie wie dieser aufzunehmen. Es mußte andere Methoden geben, diese

Situation zu meistern, als mit bloßen Händen einem Wolf gegenüberzutreten.

Lukas wartete unter ihm und hatte wieder das kehlige Grollen im Hals. Rafe neigte seinen Kopf ein wenig zur Seite – der Ast zitterte unter ihm – und sprach den Wolf an.

»Lukas«, sagte er. »Ich will jemand besuchen, die du kennst. Gabrielle. Kann Gabrielle mich hören, wenn ich zu dir spreche?«

Das leise Grollen brach ab und kehrte nach einem Moment verstärkt wieder.

»Gabrielle?« sagte Rafe mit erhobener Stimme. »Ich bin Rafe Harald. Ich telefonierte gestern – oder vielleicht ist es inzwischen vorgestern – vom Mond aus mit Ihnen, wegen Ab. Ich hatte große Schwierigkeiten, hierher zu kommen, aber nun hat Lukas mich auf einem Ast über Ihrem Rasen gefangen, und ich kann weder vor noch zurück.«

Er wartete. Es kam keine Antwort, nur die gleichmäßige, kehlige Warnung des Wolfs.

»Gabrielle«, sagte Rafe laut. »Wenn Sie Abs Schwester sind, dann wissen Sie über seine Arbeit Bescheid. Ich auch. Das sollte beweisen, daß ich nicht irgendein Schlafwandler bin, der bei Ihnen einbrechen will. Ich weiß, daß Ab wahrscheinlich eine Methode gefunden hat, Menschen gegen die Energieausstrahlung abzuschirmen oder dagegen immun zu machen. Die Tatsache, daß der Wolf mitten in der Nacht hier herumläuft, beweist, daß Ab so etwas getan hat. Das bedeutet, daß auch Sie wahrscheinlich

wach sein können, während der Sender aktiviert ist. Es sollte Ihnen möglich sein, herauszukommen und mir den Wolf lange genug vom Leib zu halten, daß ich beweisen kann, wer ich bin. Können Sie mich hören, Gabrielle?«

Keine Antwort, bis auf das Knurren. Rafe blickte hinunter.

»Paß auf, Lukas«, sagte er. »Ich möchte mit Gabrielle sprechen. Gabrielle. Wo ist Gabrielle?«

, Das Knurren wurde zu einem Wort.

»Nein«, sagte Lukas.

»Gabrielle wird entscheiden«, sagte Rafe. »Gabrielle will nicht, daß du mich angreifst. Ich kann sie von hier aus nicht rufen, aber du kannst es, ich weiß es. Ruf Gabrielle.«

»Nein«, sagte Lukas.

»Warum nicht? Hat Gabrielle dir gesagt, daß du sie niemals rufen sollst?«

»Nein.« Der Wolf leckte seine Fänge. Seine Augen blieben auf Rafe gerichtet, zwei grünliche Lichter im Dunkeln.

»Dann rufe sie. Wenn Gabrielle wüßte, daß ich hier bin, dann würde sie wollen, daß du sie rufst.«

»Nein. Du lügst zu mir«, sagte Lukas. »Gabrielle hätte mir gesagt, wenn ich sie rufen sollte.«

»Sie wußte nicht, daß ich so früh kommen würde«, sagte Rafe. »Paß auf, du gehst sie holen, und ich bleibe hier, wo ich bin.«

»Nein. Aber du bleibst.«

»Lukas ...« Rafe veränderte den Griff seiner

schmerzenden Finger am Ast. Mit angezogenen Füßen befand er sich in einem sehr labilen Gleichgewicht, das nur mit Muskelkraft gehalten werden konnte. Nicht mehr lange, und er würde sich fallen lassen und den Kampf mit Lukas wagen müssen, wenn er den Wolf nicht überreden konnte, Gabrielle zu verständigen. »Hör zu, Lukas. Ab ist fort, nicht wahr?«

Japsen und Knurren von unten. Keine Antwort.

»So ist es. Ab ist fort«, sagte Rafe. »Und jemand hält ihn irgendwo gefangen.« Rafe fragte sich flüchtig, wieviel von alledem Lukas verstehen mochte. »Die-selben Leute, die Ab geholt haben, können jetzt jeden Augenblick kommen und auch Gabrielle holen ...«

Das Grollen in Lukas' Kehle wurde stärker und klang wie ferner Donner. Ein Frösteln überlief Rafe.

»Wenn ich nicht vorher zu Gabrielle gehen und ihr helfen kann«, fuhr er fort. »Sie werden dir Gabrielle wegnehmen, wenn du sie nicht jetzt gleich holst. Denk, Lukas. Es ist an dir. Du willst doch tun, was richtig ist. Du willst Gabrielle rufen und sie retten. Ruf Gabrielle hierher, oder fremde Männer werden kommen und sie fortschaffen ...«

Rafe verstummte. Lukas zog sich langsam in Richtung auf das Haus zurück, rückwärts gehend und immer wieder stehenbleibend.

»Gut, Lukas«, sagte Rafe. »Sehr gut. So ist es richtig. Ruf Gabrielle.«

Knurrend und mit gesträubtem Nackenhaar, die Augen grünlich glühend und den Schwanz am Bo-

den, tappte der Wolf weiter zurück. Plötzlich warf er sich mit einem Aufheulen herum und raste in die Dunkelheit davon. Lange Sekunden herrschte vollkommene Stille, und Rafe ließ seine Beine baumeln und lockerte den Griff seiner verkrampften Finger. Dann rutschte er einen Meter auf dem Ast zurück, damit ihm wenigstens der Rückzug offen blieb, wenn Lukas allein zurückkehrte. Plötzlich begann eine Alarmglocke zu schrillen, und dreißig Meter vor ihm flammten Lichter auf und tauchten das Äußere einer zweigeschossigen Villa in gleißende Helligkeit.

Erleichtert ließ Rafe seinen Ast fahren und fiel. Er spürte kaum den Aufprall auf dem federnden Rasen, ließ sich auf den Rücken zurückfallen und reckte seine steifen Arme und Beine. Er hob seinen Kopf ...

Und erstarrte. Das tiefe, kehlige Grollen war unmittelbar neben ihm. Er drehte ganz langsam seinen Kopf und blickte in Lukas' Gesicht, keine zwanzig Zentimeter entfernt. Der Wolf stand neben und halb über ihm, und seine von den Lefzen entblößten Fänge berührten beinahe Rafes Kehle.

»Ich – ich werde mich nicht bewegen«, murmelte Rafe. »Ruhig, Lukas. Ruhig ...«

Das fürchterliche Knurren dauerte an. Wolfsatem blies heiß in Rafes Gesicht, und aus den halbgeöffneten Kiefern tropfte Speichel auf seinen Hals.

»Ich werde mich nicht bewegen«, wiederholte Rafe, starr vor Angst. »Keine Sorge, Lukas. Ich werde mich nicht rühren.«

Die unerträgliche Situation dauerte mehrere Minu-

ten unverändert an. Dann hörte das Lärmen der Alarmglocke abrupt auf, aber in Rafes Ohren echote das Geräusch weiter. Eine lange Zeit verstrich, bevor Lukas' Knurren wieder zu einem Japsen und Winseln wurde und sein Kopf sich ein wenig zur Seite wandte und über seinen Kopf und hinter ihn blickte.

»Gabrielle?« sagte Rafe, ohne sich zu rühren. »Sind Sie da? Ich bin Rafe Harald, vom Projekt ›Ferner Stern‹ auf dem Mond. Gestern oder vorgestern telefonierten wir über Abs Verschwinden.«

Das Wispern von etwas wie einer leisen Brise näherte sich von hinten seinem Kopf. Lukas' Fänge waren wieder über seiner Kehle, und er wagte nicht die geringste Bewegung.

»Gabrielle?« sagte er verzweifelt.

»Wie ist Ihr zweiter Vorname?« Die weibliche Stimme klang mißtrauisch und hart.

»Arnoul«, sagte Rafe. »Rafael Arnould Harald. Als ich Sie anrief, erwähnte ich, daß Ab und ich miteinander befreundet waren, hier, während unserer Studentenzeit. Ab war acht Jahre älter als ich und mein Tutor, als ich mit dem Studium anfang. Sie waren damals im Lyzeum. Ihre Eltern waren zwei oder drei Jahre zuvor gestorben. Fragen Sie mich, was Sie sonst noch wissen wollen.«

»Sie können gleich aufstehen«, sagte ihre Stimme. »Lukas wird Sie zu mir ins Haus bringen. Wenn Sie Waffen bei sich haben, lassen Sie sie draußen.«

»Ich habe keine«, sagte er.

Wieder dieses seltsame Wispern wie von einer

Brise im Gras, das sich von ihm entfernte. Er beobachtete Lukas.

Nach ungefähr einer Minute trat der Wolf zwei Schritte zurück und setzte sich. Er war jetzt völlig verstummt.

Rafe erhob sich mit vorsichtigen, langsamen Bewegungen. Lukas stand auf und entfernte sich, und Rafe ging langsam auf das hell beleuchtete Haus zu. Ein Blick über die Schulter zeigte ihm, daß der Wolf ihm folgte.

Sie erreichten die Frontseite des Gebäudes.

»Wohin, Lukas?« fragte Rafe. »Die Stufen hinauf?«

»Ja«, sagte Lukas.

Sie stiegen die Stufen zum Eingang hinauf. Die Tür stand angelehnt. Rafe schob sie behutsam auf und trat durch. Lukas blieb unmittelbar hinter ihm. Rafe wandte sich halb um, wollte die Tür schließen und sah, daß Lukas ihn anstarrte.

»Das ist richtig, nicht?« sagte Rafe. »Soll ich die Tür schließen?«

»Ich tue es«, sagte Lukas.

Der Wolf lehnte sich gegen die Tür und drückte sie mit seiner Schulter ins Schloß. Dann erhob er sich auf die Hinterbeine, faßte mit den Zähnen den Bolzen eines schweren Stangenriegels und schob ihn vor. Er ließ sich auf alle viere zurückfallen und starrte Rafe an.

»Wohin, Lukas?«

»Hinten.« Der Wolf trieb ihn durch die kleine

Vorhalle und in einen anschließenden Korridor zu einer Tür. Der Raum dahinter war halb Physiklaboratorium und halb Elektrowerkstatt. Am Ende des Raumes war etwas wie eine Theke oder ein hoher Arbeitstisch, und hinter diesem saß eine braunhaarige, überraschend hübsche junge Frau, die auf den ersten Blick keine Ähnlichkeit mit dem fünfzehn- oder sechzehnjährigen Mädchen zu haben schien, das Rafe während seiner Universitätszeit flüchtig kennengelernt hatte. Nur der ziemlich breite Mund, von dem er wußte, daß er eines plötzlichen, alles umfassenden Lächelns fähig war, kam ihm vertraut vor. Jetzt lächelte er nicht.

Lukas winselte.

»Es ist gut, Lukas«, sagte sie. »Du brauchst nicht im Labor zu bleiben. Warte bei der Tür – aber laß die Tür offen.«

Mit einem einzigen Wedeln seiner buschigen Rute drehte Lukas um und lief zur Tür hinaus, die Rafe und er eben geöffnet hatten. Im Korridor legte er sich nieder.

»Er fürchtet diesen Raum nicht, Mr. Harald – wenn das wirklich Ihr Name ist«, sagte Gabrielle. »Denken Sie also nicht, er bewache Sie in diesem Augenblick nicht. Er fühlt sich hier nicht wohl, das ist alles.«

»Sicherlich ist es der Raum, wo Ab an ihm gearbeitet hat, nicht?« sagte Rafe.

Sie warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.

»Gearbeitet?« fragte sie. »Was für eine Arbeit?«

»Er hat etwas auf seinem Schädel zwischen den Ohren«, antwortete Rafe. »Ich kann es von hier aus nicht gut sehen, aber vorher konnte ich einen flüchtigen Blick darauf werfen. Und er kann sprechen. Das deutet darauf hin, daß Ab seine Hände im Spiel hatte. Es scheint ihm irgendwie gelungen zu sein, die elektrischen Impulse des Gehirns in bestimmten Situationen so zu dirigieren, daß sie einen Vorrat sprachlicher Reaktionen auslösen. Etwas dergleichen?«

Sie blickte ihn nachdenklich an. »Sie spekulieren gern, wie?«

»Wieso? Da ist der Beweis – das Sprechen und dieses Ding auf seinem Schädel. Ich muß zugeben, daß es kaum auffällt, und ich hätte es vielleicht sogar übersehen, wäre der metallische Schimmer nicht gewesen.«

»Die meisten Leute«, sagte sie achselzuckend, »können einen Wolf nicht von einem Schäferhund unterscheiden.«

»Sie können es, wenn sie selber einen Hund bei sich haben und in die Nähe des Wolfes kommen«, sagte Rafe. »Haben Ihre Nachbarn sich nicht beschwert?«

»Unsere Nachbarn hier haben keine Hunde«, sagte sie. »Außerdem habe ich Lukas tagsüber im Haus und lasse ihn nur nachts ins Freie. Aber ich weiß, was Sie meinen. Die Hunde aus dieser Gegend, die Lukas gesehen oder gewittert haben, geraten in höchste Erregung, wenn sie draußen vorbeikommen. Oder sie laufen weg, so schnell sie können.« Ihre

Stimme war jetzt wärmer.

»Mit guten Grund«, sagte Rafe.

»Wahrscheinlich.« Sie blickte ihn an. »Wenn Sie reden, erinnern Sie mich an den Rafe, den ich kannte. Ich sah Sie nur zwei- oder dreimal, wenn Sie ins Haus kamen, um meinen Bruder abzuholen. Das war alles.«

»Wir sahen uns auch bei Abs Promotionsfeier«, sagte Rafe.

Gabrielle seufzte plötzlich wie jemand, der eine geladene Waffe weglegt, die nicht länger gebraucht wird.

»Gut«, sagte sie. »Ich bin überzeugt. Sie sind Rafe.«

»Danke.«

»Wie sind Sie so schnell hergekommen? Und bei Nacht? Woher wußten Sie, daß Sie während der Sendezeit wach bleiben können?«

Er lachte, aber es klang etwas zittrig. Seine Erschöpfung machte sich bemerkbar.

»Können wir uns irgendwo hinsetzen?« sagte er. »Dann erzähle ich Ihnen gern, was Sie wissen wollen. Seit meiner Abreise vom Mond bin ich nicht zur Ruhe gekommen.«

»Natürlich«, sagte sie.

Sie kam mit dem gleichen leisen Geräusch, das ihn zuvor an eine schwache Brise erinnert hatte, um den Arbeitstisch – und sie bewegte sich in einem aufrechten Zylinder, in dem sie bis zur Taille steckte und der auf zahllosen winzigen Luftdüsen dahinglitt.

»Ja«, sagte sie, als sie seinen Blick bemerkte. »Ich bin seit drei Jahren querschnittgelähmt. Aber Ab half mir, damit fertig zu werden. Ich gehörte zu den Unfällen der ersten Nächte.«

»Unfälle der ersten Nächte?« Er folgte ihr, als sie langsam in den Korridor hinausglitt, eine andere Tür öffnete und ihn in ein Wohnzimmer führte – einen grün tapezierten Raum mit Polstersesseln und einer Couch. Lukas folgte ihnen und rollte sich auf dem Teppich zusammen. Gabrielle glitt bis an den Rand eines Sessels, dann kippte sie ihren Zylinder rückwärts und zog sich heraus und in den Sessel. Erleichtert von ihrem Gewicht, richtete sich der Zylinder wieder auf, und die zwei ruhten wie Schildwachen zu beiden Seiten von ihr – das flüsternde Vehikel und der Wolf.

Rafe ließ sich ihr gegenüber in einen Sessel fallen. Das Summen in ihm ermüdete ihn wie ein bohrender, nicht enden wollender Schmerz. Er mußte gegen das Verlangen kämpfen, seine Augen zu schließen und dem Einschläferungseffekt nachzugeben.

»Haben Sie irgendein stimulierendes Mittel?« fragte er.

Sie sah ihn scharf an. »Dexedrin«, sagte sie. »Aber das wird Ihnen gegen die Ausstrahlung nicht helfen.«

Er schnitt ein Gesicht und rieb seinen Nacken. »Lassen Sie mich trotzdem etwas davon versuchen.«

Sie wandte sich dem Wolf zu.

»Lukas«, sagte sie. »In der Medizinschublade im Labor. Packung Ei/Kartoffel.«

Lukas stand auf und lief hinaus.

»Ein erstaunliches Tier«, sagte Rafe, ihm nachblickend. »Das Sprechen ist kompliziert genug. Wie haben Sie ihn dazu gebracht, daß er sich Kodebezeichnungen merkt?«

»Es ist ein einfacher Kode«, erklärte sie. »Ich reibe die Schachteln und Flaschen mit einer oder mehreren Substanzen ein, die ihm als Küchengerüche vertraut sind. Seine Nase erledigt den Rest.«

Lukas kehrte mit einer dicken braunen Flasche zurück, die er zwischen den Zähnen hielt. »Gib sie Rafe«, sagte Gabrielle. Lukas trug die Flasche zu ihm und ließ sie auf seinen Schoß fallen. Rafe öffnete sie und nahm ein paar orangefarbene Dragees heraus, die er angeekelt betrachtete. Nach einem Moment tat er alle bis auf eines in die Flasche zurück.

»Möchten Sie etwas Wasser dazu nehmen?«

»Nicht nötig, danke.« Er steckte das Dragee in den Mund und schluckte es rasch hinunter.

»Eins wird Ihnen sowieso nicht helfen«, bemerkte sie.

»Abwarten«, sagte er. »Wann wird es hell?«

»In etwa vier Stunden.«

»Und bei Tagesanbruch stellt der Sender den Betrieb ein?«

»Bald danach.« Sie blickte ihn neugierig an. »Warum?«

»Weil Sie und ich bei Tagesanbruch weit von hier entfernt sein müssen. Aber das braucht uns jetzt noch nicht zu kümmern. Sie sagten vorhin, Sie gehörten zu

den Unfällen der ersten Nächte. Welcher ersten Nächte?«

»Haben Sie nicht darüber gelesen?« sagte sie. »Die ersten Nächte nach dem Beginn der drahtlosen Energieversorgung. Man hatte die Bevölkerung gewarnt und aufgefordert, bei Sonnenuntergang die Wohnungen aufzusuchen. Ich gehörte zu denen, die es nicht rechtzeitig schafften. Ich war noch auf der Fahrt hierher, als die Ausstrahlung begann. Am nächsten Morgen wachte ich auf und war noch immer in dem Wrack des Wagens eingeklemmt, mit dem ich zwölf Stunden zuvor verunglückt war. Ein paar Stunden später wurde ich herausgeholt und zusammengeflickt.«

Das Summen in Rafe wurde schlimmer statt besser. Er verschränkte seine Arme und preßte sie hart gegen seinen Magen.

»Ist etwas?« fragte Gabrielle. »Sie zittern!«

Er lächelte gequält. »Ich fürchte, es war ein Fehler von mir, dieses Dexedrin zu nehmen«, sagte er.

»Warum in aller Welt haben Sie es dann genommen?«

Das Summen dröhnte in ihm. Er harte das Gefühl, vor lauter Zittern in Stücke zu zerbrechen.

»Ich weiß nie, wie sich Drogen bei mir auswirken«, sagte er mit klappernden Zähnen. »Stimulierende Sachen konnte ich nie vertragen. Andererseits mußte ich mich mit Schlaftabletten vollstopfen, wenn ich schlafen wollte und nicht konnte. Ich dachte, während dieser Ausstrahlung würde die Wirkung

vielleicht umgekehrt sein. Ein Versuch ...«

Sein Zähneklappern und das Summen und Dröhnen in seinem Innern wurden so stark, daß er sich den Luxus, weitere Energie auf das Sprechen zu verwenden, nicht mehr leisten konnte.

»Es muß etwas geben, das Ihnen helfen kann!«

»Beruhigungsmittel ... Schnaps, vielleicht ...«

»Lukas! Speisezimmer. Die Whiskyflasche ...«

Aber Lukas stand gespannt und bewegungslos, den Kopf mit gespitzten Ohren zur Vorderseite des Hauses gerichtet. Ein leises Knurren war in seiner Kehle.

»Was ist es, Lukas?« fragte Gabrielle. »Was ...«

»Vier«, sagte Lukas und drehte sich einmal langsam im Kreis herum. »Zwei bei der Tür. Zwei hinter dem Haus.«

»Vier? Vier was?«

Rafe hob mühsam seinen Kopf und versuchte das Dröhnen und Zähneklappern lange genug zu vergessen, um zu verstehen, was vorging – und plötzlich war der Raum voll von Schatten.

Vier Schattengestalten wie schwarze Scherenschnitte von Männern mit Knüppeln in den Händen drangen auf ihn ein. Er warf sich vorwärts aus dem Sessel und rammte beide Fäuste in die Mitte der nächsten Schattengestalt, um aus dem Ring auszubringen, bevor sie ihn einkreisen konnten. Etwas streifte hart seine Schulter. Er hörte das wilde Knurren des Wolfes und wußte, daß Lukas in den Kampf eingriff. Rafe trat eine zweite Schattengestalt in den

Unterlieb, und sie brach vor ihm zusammen. Plötzlich fühlte er einen krachenden Schlag gegen seine Kopfseite. Er strauchelte und fiel in verschwommene Dunkelheit.

5

Als er zu sich kam, saß Gabrielle neben ihm auf dem Teppich und stützte seinen Kopf, während sie ein Glas an seine Lippen hielt. Er trank und würgte. Es war unverdünnter Whisky. Er schüttelte seinen Kopf und wandte seinen Mund ab.

»Nicht nötig«, sagte er und hustete. »Es ist schon gut.«

Und tatsächlich fühlte er sich besser. Noch als er die Worte sagte, bemerkte er, daß das Summen und der Druck des Einschläferungseffekts von ihm gewichen waren. Er hob seinen Kopf und blickte umher. Von den Schattengestalten war nichts zu sehen, und Lukas saß ruhig und mit ungesträubtem Fell da.

»Wo sind sie?« fragte er Gabrielle. »Was waren sie?«

»Ich weiß es nicht.« Sie schaute ihn seltsam an, das Whiskyglas noch immer in ihrer Hand. »Ich habe nichts gesehen.«

Er starrte. »Nichts gesehen? Vier schwarze Schatten wie Männer mit Knüppeln?«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Nein, ich sah nichts dergleichen. Aber Lukas kämpfte auch mit ihnen; also waren sie wirklich da.«

»Und sie waren real – körperlich greifbar«, sagte Rafe. Er befühlte seinen Kopf, wo er getroffen worden war. Die Stelle war druckempfindlich und schwoll bereits an.

»Zwei tötete ich«, sagte Lukas. »Du tötetest die anderen.«

»Getötet haben wir sie, sagst du?« Rafe blickte den Wolf erstaunt an. »Was waren sie, Lukas?«

»Menschen«, sagte der Wolf. »Menschen ohne Geruch. Was übrig ist, liegt draußen.«

»Draußen?« Rafe rappelte sich auf. »Das erinnert mich. Wir müssen fort von hier, Gabrielle. Wir können unterwegs sprechen, aber wir müssen uns auf den Weg machen. Ich mußte Pao Gallot und Willet Forebringer entführen, um hierher zu kommen. Bei Tagesanbruch wird die Polizei anfangen, Jagd auf mich zu machen. Sie müssen mit mir kommen. Es gibt zu viele Fragen und nicht genug Zeit, sie hier zu beantworten.«

Gabrielle langte mit einer Hand nach ihrem Vehikel, kippte den Zylinder um und schob ihre Beine hinein. Dann stemmte sie sich mit einem Arm vom Teppich hoch. Als ob er ein Gegengewicht in sich hätte, richtete der Zylinder sich mit ihr auf.

»Gut«, sagte sie. »Wir werden Lukas mitnehmen. Aber geben Sie mir noch fünf Minuten, damit ich ein paar Sachen zusammenpacken kann.«

»Müssen Sie unbedingt ... ja, selbstverständlich«, sagte Rafe. Das leidige Summen machte sich wieder bemerkbar. Er nahm das Whiskyglas vom Teppich,

wo Gabrielle es stehengelassen hatte, und trank es leer. Er stellte es auf den Tisch und schaute den Wolf an, der ihn aufmerksam beobachtete.

»Menschen ohne Geruch, was?« sagte Rafe.

»Ja«, sagte Lukas.

Ein Schauer überlief Rafe. Es war etwas Schreckliches an zweidimensionalen Schattengestalten, die anscheinend mühelos in ein verschlossenes, hell beleuchtetes Haus eindringen konnten, um zu töten, und die einfach verschwanden, wenn man sie abwehrte.

»Aber du sagtest, was von ihnen übrigblieb, sei draußen?« fragte Rafe den Wolf.

»Alle vier Männer. Tot«, sagte Lukas.

Rafe dachte einen Moment nach. »Du meinst, was in den Raum hier kam, war nur ein Teil der vier Männer, die du draußen hörtest?«

Lukas starrte ihn aus seinen Wolfsaugen an.

»Was hat es zu bedeuten, wenn du nicht antwortest?« fragte Rafe. »Daß du es nicht weißt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Lukas.

»Aber du sagtest, die Männer und die Schattengestalten seien dieselben. Woher weißt du das?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Lukas. »Ich weiß nicht wie, aber sie waren dieselben. Ich weiß das. Mensch-Schatten, Schatten-Mensch – alles dasselbe. Für mich, alles eins. Für dich, du weißt nicht. Für Gabrielle, nichts da.«

Rafe runzelte nachdenklich die Stirn.

»Sie hat sie wirklich nicht gesehen ...«, sagte er,

halb zu sich selbst.

»Nicht gesehen, nicht gefühlt. Und sie haben Gabrielle nicht gesehen, nicht gefühlt. Keine Berührung zwischen ihnen.«

»Woher weißt du das?« fragte Rafe. »Woher weißt du das alles?«

»Ich sehe«, sagte Lukas. »Du siehst nicht. Das ist alles. Reden hat keinen Zweck.«

Der Wolf legte sich nieder und begann an seiner Vorderpfote zu lecken. Rafe trat einen Schritt näher. Das von der nassen Zunge geglättete Fell des Vorderbeins ließ eine Anschwellung und eine Schnittwunde erkennen. Rafe ließ sich auf ein Knie nieder und streckte seine Hand aus, um das Bein zu untersuchen.

Lukas knurrte. Rafe zog seine Hand zurück.

»Nein«, sagte der Wolf.

»Ich wollte mir das nur ansehen, Lukas«, sagte Rafe. »Vielleicht kann ich helfen.«

»Nein«, sagte Lukas.

Rafe stand wieder auf.

Wenige Minuten später kam Gabrielle zurück, eine kleine schwarze Reisetasche in der Hand.

»Fertig«, sagte sie. »Wir nehmen den Seitenausgang zur Garage. Der Wagen ist da.«

Rafe und Lukas folgten ihr durch die Küche. Gabrielle öffnete eine Tür und schaltete das Licht ein. Rafe blickte in eine Doppelgarage, in der eine große und eine kleine Zweiradlimousine standen.

»Wir nehmen lieber den großen Wagen«, sagte sie

mit einem Blick zu Rafe. »Fahren Sie?«

Er nickte.

Sie stiegen ein, und Rafe fuhr den Wagen vorsichtig aus der Garage. Es war ein gutes, starkes Fahrzeug, das auf ebener Strecke vielleicht dreihundertfünfzig Stundenkilometer erreichen konnte. Sie rollten zum Gartentor und hielten. Gabrielle gab ihm einen Schlüssel, und er sperrte das Tor auf und schob die Flügel zurück. Als er zum Wagen zurückging, sah er eine dunkle Gestalt auf dem Rasen liegen, ungefähr zehn Meter vor dem Haus. Er ging hinüber und beugte sich über die Gestalt.

Es war der Körper eines Mannes. Die starren, glasischen Augen und das verzerrte Gesicht zeigten deutlich genug, daß der Mann tot war. Rafe konnte keine Verletzung entdecken, aber beide Hände waren zu Fäusten geballt und an seine Kehle gepreßt; und die Arme waren so verkrampft und steif, daß sie nicht nachgaben, als Rafe die Fäuste wegzuziehen suchte. Ein leises Knurren hinter ihm ließ ihn zusammenfahren.

Lukas schob sich an ihm vorbei und beschnüffelte den Toten, ohne sein Knurren einzustellen. Sein Nackenfell war gestäubt.

»Das war einer von deinen Gegnern, was?« sagte Rafe und zeigte auf die geballten Fäuste. »Aber welche Magie ließ ihn hier draußen sterben, ohne irgendeine Verletzung?«

Lukas gab keine Antwort.

Rafe wandte sich abrupt weg.

»Zurück zum Wagen«, sagte er. »Wir müssen von hier verschwinden.«

Aber als er in den Wagen stieg und zurückblickte, sah er Lukas noch immer über dem toten Mann stehen.

»Lukas!« rief er.

Der Wolf reagierte nicht. Statt dessen setzte er sich plötzlich auf die Keulen und hob seine Schnauze zum Himmel. Er heulte – ein anhaltendes, unheimliches Geräusch, das durch die halbe Tonleiter ging und Urängste in Rafe auslöste. Er erschauerte.

»Was hat er, Gabrielle?« fragte er. »Wir müssen fort. Rufen Sie ihn.«

»Lukas!« rief Gabrielle. »Lukas!«

Aber Lukas heulte weiter und ignorierte sogar sie.

»Verdammt!« sagte sie und drehte sich auf ihrem Sitz. »Helfen Sie mir mit dem Zylinder, Rafe. Ich muß ihn holen.«

Rafe öffnete die Tür zum Fond und hielt die unbequem große Röhre, so daß sie hineingleiten konnte.

»Was ist los?« fragte er. »Kommt er nicht, wenn Sie rufen?«

Sie warf ihm einen Blick zu, der beinahe ärgerlich war. »Sie verstehen nicht, Rafe! Er ist ein Wolf, kein Hund. Ab hat ihn so gelassen.«

»Wo liegt da der Unterschied?«

»Er ist eine Person – das ist der Unterschied!« Sie steckte jetzt in ihrem Vehikel, und eine Sekunde später stand sie aufrecht und glitt über das kurzgeschnittene Gras. Sie kam zu Lukas, dessen durchdringen-

des Heulen die stille Nacht zerriß. Sie ergriff etwas in seinem langen, rauhen Nackenpelz – wahrscheinlich ein Halsband – und zerrte daran.

»Lukas!« sagte sie.

Der Wolf ließ sich auf alle vier Beine hochziehen. Sein Heulen brach ab. Gabrielle drehte um und fuhr zurück zum Wagen. Er folgte ihr, Kopf und Schwanz am Boden.

Gabrielle erreichte den Wagen, und Rafe half ihr aus dem Zylinder und auf den Vordersitz, worauf er den Zylinder im Fond verstaute. Sie streckte ihren Arm aus, packte Lukas' Halsband und zog den Wolf zu sich auf die vordere Sitzbank.

»Wir können losfahren«, sagte sie.

Rafe ließ den Wagen auf die Straße rollen, schloß das Tor, kehrte zurück und fuhr davon. Das Summen war wieder in seinem Kopf, aber auch der Scotch. Der Schnaps war wie ein Kissen zwischen einer aufgeschürften Stelle und etwas Hartem, Kratzendem. Die Erleichterung und der Alkohol erzeugten ein angenehmes Hochgefühl. Er warf einen Seitenblick auf Lukas' breites Fellgesicht und hatte den plötzlichen, unvernünftigen Impuls, das Tier zu streicheln.

»Gabrielle sagt, du seist eine Person«, sagte er.

Das wilde Gesicht blickte ihn undurchdringlich an.

»Ich bin Lukas«, sagte der Wolf.

Rafe nickte vor sich hin und beobachtete wieder die Straße.

»Wohin fahren wir?« fragte Gabrielle. »Ich dachte nicht mal daran, mich zu erkundigen.«

»So weit wir bis Sonnenaufgang fahren können«, antwortete Rafe. »Aber zuerst – es gibt da eine Stelle, wo ich noch einmal nachschauen möchte ...« Er berichtete ihr mit dürren Worten von der Straßensperre und seinem Kampf mit den beiden Schlafwandlern.

»Auf wen warteten sie?« schloß er. »Auf mich? Aber wie konnten sie wissen, daß ich kommen würde? Und wer sonst würde während der toten Zeit herumfahren? Oder führen diese Leute nachts Bandenkriege gegeneinander?«

»In Grinnell?« sagte Gabrielle. »Ausgeschlossen. Wissen Sie nicht, daß die Schlafwandler – ich meine, alle Menschen mit einer natürlichen oder anerzogenen Immunität gegen den Einschläferungseffekt der drahtlosen Energie – seltener sind als Kälber mit zwei Köpfen? Auf eine Million entfallen weniger als zwei. In der ganzen Region Des Moines kann es höchstens ein halbes Dutzend geben.«

»In diesem Fall«, sagte Rafe, »bin ich heute nacht allen begegnet.«

»Aber ...« Sie brach ab und schwieg eine Weile. Zuletzt sagte sie kleinlaut: »Ich habe keine Erklärung. Was wissen Sie über Schlafwandler?«

»Nicht genug«, sagte Rafe grimmig. »Warten Sie ...« Sein Scheinwerfer zeigte ihm, daß sie sich der Straßenaufgrabung näherten. Die Stelle schien verlassen, aber er fuhr langsam heran und schwenkte den Scheinwerfer zweimal im Halbkreis herum, bevor er ausstieg.

Nichts war zu sehen, nur die falsch aufgestellten Barrieren mit ihren Blinklampen. Rafe stieg hinunter in den aufgewühlten Sand der Grube und spähte umher, entdeckte jedoch nichts, das einen Hinweis auf die Identität der zwei Wegelagerer hätte geben können.

Lukas kam zu ihm und schnüffelte suchend auf dem sandigen Grund der Aufgrabung. Er schnaubte Sand aus seinen Nasenlöchern, dann entfernte er sich in ziemlich gerader Linie.

»Hier entlang«, sagte er.

Rafe ging dem Wolf nach, und Lukas folgte der Witterung, die Nase am Boden. Sie überquerten ein Eckgrundstück und kamen in eine schmale Durchfahrt zwischen Gärten. Nach zwanzig oder dreißig Metern bog Lukas um eine hohe, unbeschnittene Weißdornhecke.

Rafe folgte. Im tiefen Schatten der Büsche stand ein gedrungener Sportwagen, offensichtlich für hohe Geschwindigkeiten gebaut. Rafe öffnete die nächste Tür.

Im Innern lag ein Mann auf dem schmalen Beifahrersitz, kalt und tot. Neben ihm hing der zweite bewußtlos über der Lenkstange. Rafe durchsuchte ihre Taschen, aber außer wohlgefüllten Geldbörsen hatten sie nichts bei sich. Rafe steckte das Geld ein und sah sich weiter um. Die Ablagefächer und der Kofferraum waren leer, aber auf dem Beifahrersitz unter dem Toten lag ein Stadtplan von Des Moines. Rafe fühlte unter und zwischen den Sitzen herum und för-

derte eine Rechnung über zwei Treibstoffzellen zutage, ausgestellt von einer Ladestation mit der Anschrift ›Crazians Corner, Nipigon, Ontark‹.

Er steckte den Zettel in die Tasche, ging zum Heck des Wagens und warf einen Blick auf das Kennzeichen. Tatsächlich, es war ein kanadisches Nummernschild aus Ontario.

Er eilte zurück zu Gabrielle und ihrem Wagen. Diesmal sprang Lukas in den Fond und rollte sich auf dem Polster zusammen. Rafe fuhr aus der Stadt und auf die Schnellstraße nach Norden.

»Sie haben dort etwas gefunden?« fragte Gabrielle, als er den Wagen auf die Fahrspur ohne Geschwindigkeitsbegrenzung gelenkt und den Autopiloten eingestellt hatte.

Er sagte es ihr.

»Von Kanada hierher?« sagte sie. »Ich kann keinen Sinn darin sehen.«

»Und die vier toten Männer vor Ihrem Haus?« sagte er. »Das scheint ebensowenig einen Sinn zu haben. Es kann für beides nur einen Grund geben: Jemand wollte verhindern, daß ich zu Ihnen käme und mit Ihnen spräche. Und nicht einmal Sie wußten, daß ich vom Mond heruntergekommen und unterwegs zu Ihnen war. Wer konnte soviel wissen, daß er diese unheimlichen Kerle postieren konnte?«

Sie saß mit eingezogenen Schultern, die Arme fest um ihren Oberkörper geschlungen, als ob sie in einem unerwartet kalten Windstoß fröstelte.

»Der Alte Mann, vielleicht«, sagte sie.

Er starrte sie an. »Der Alte Mann? Sie meinen den, der angeblich Macht über alle Schlafwandler und Schattengestalten haben soll? Wie wird er genannt – Thebom Shankar?«

»Thebom Shankar, der Alte Mann, Shaitan«, sagte sie. »Wie immer man ihn nennen will. Er soll tausend Jahre alt und in der Lage sein, Geister und Teufel für sich kämpfen zu lassen – oder solche Gestalten wie die, mit denen Sie und Lukas heute nacht im Haus zu tun hatten.«

Rafe sah sie verdutzt an. »Sie glauben solches Zeug?« sagte er. »Das sind doch Märchen. Einen solchen Mann kann es nicht geben!«

»Aber es gibt ihn«, erwiderte sie. »Ab telefonierte mit ihm, einen Tag vor seinem Verschwinden.«

6

Niemand sagte etwas. Der Wagen summt durch dunkles, endlos weites Bauernland, wo alle gewöhnlichen menschlichen und tierischen Kreaturen in bleiernem Schlaf lagen.

»Damit wir uns richtig verstehen«, sagte Rafe schließlich. »Sie sprechen von diesem sagenhaften Typ, der angeblich eine okkulte Macht über alle diejenigen hat, die gegen die Alphawellen der Energieausstrahlung immun sind und sich bei Nacht frei bewegen können?«

»Ja«, sagte Gabrielle, »Der Alte Man vom Berg.«

»Der Alte Mann vom Berg«, sagte Rafe ungeduldig,

»war das Oberhaupt der sogenannten Assassinen, einer ismailitischen Sekte im Iran des ausgehenden elften Jahrhunderts, dessen Machtzentrum die Burg Alamut in den südkaspischen Bergen war. Aber sein Name war Hasan-e Sabbah, nicht Thebom Shankar oder so.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich schlug in den Geschichtsbüchern nach, nachdem Ab mit ihm gesprochen hatte.«

»Worüber sprachen sie?«

»Ich weiß es nicht. Ich kam ins Labor, und Ab war am Telefon. Ich konnte das Bild auf der Mattscheibe nicht sehen, und er unterbrach sofort die Verbindung. Ich sagte: ›Wer war das?‹ und fragte zum Spaß. Ich weiß nicht, was mich dazu brachte. ›Der Alte Mann selber?‹ Und Abs Gesicht wurde weiß ...«

»Was sagte er daraufhin?« forschte Rafe.

»Er sagte einfach ja, als ob er mir die Wahrheit sagen müßte, ob er wollte oder nicht. Aber als ich mehr darüber wissen wollte, konnte ich kein Wort aus ihm herausbringen. Am selben Abend verriegelte er die Haustür und schloß sich für fast vier Stunden mit Lukas im Labor ein.«

»Mit Lukas?« Rafe blickte über seine Schulter. »He, Lukas«, sagte er. »Was geschah an dem Abend, bevor Ab verschwand? Was tat Ab, als du mit ihm im Labor warst?«

Lukas hob seinen Kopf und blickte ihn an, aber er antwortete nicht.

»Es hat keinen Sinn, ihn zu fragen, Rafe«, sagte

Gabrielle. »Glauben Sie, ich hätte ihn nicht danach gefragt? Und wenn er es mir nicht sagen will, dann wird er es Ihnen ganz gewiß nicht sagen.«

»Ich muß bewachen«, sagte Lukas unerwartet. Er gähnte, und seine langen Fänge schimmerten gelblich im schwachen Licht vom Armaturenbrett. »Ab und Gabrielle. Und ich kann töten.«

Er ließ seinen Kopf wieder sinken.

»Lukas«, sagte Rafe. »Wo ist Ab jetzt? Weißt du es?«

»Nein«, sagte der Wolf. »Aber wir werden ihn finden.«

Rafe wandte sich wieder Gabrielle zu. »Hoffentlich«, sagte er.

»Deshalb sind Sie vom Mond gekommen, nicht wahr?« fragte Gabrielle. »Um Ab zu suchen.«

Er nickte.

»Warum?« fragte sie. »Warum, nach all den Jahren? Sie waren einer der Kosmonauten. Sie hatten nichts mit unseren Problemen zu schaffen, und Sie brauchten sich nicht einzumischen.«

»Ihre Probleme sind die Probleme der Welt«, sagte Rafe. »Und die Schwierigkeiten des Projekts hängen mit ihnen zusammen.«

»Des Projekts? Sie meinen das Projekt, Menschen zu anderen Sternen zu schicken?«

Er nickte. »Das Projekt kommt seit fast drei Jahren nicht vom Fleck. Sein Gelingen hängt davon ab, daß die Kosmonauten an Bord tiefgekühlt und ihre Lebensfunktionen herabgesetzt werden können, was zu

verlängerter Lebenserwartung führen würde. Einer würde Dienst tun, während drei im Kältetiefschlaf sein würden – so war es gedacht. Aber es hat sich herausgestellt, daß der menschliche Körper Nervenschäden erleidet, wenn er lange Zeit bei künstlich herabgesetzter Temperatur gehalten wird.«

»Das wußte ich nicht.« Gabrielle beobachtete ihn. Sie jagten durch den Lichttunnel, den der Scheinwerfer in die Dunkelheit schnitt.

»Es ist streng geheim«, sagte Rafe trocken.

»Aber was hat es mit mir zu tun – und mit Ab?«

»Ab hat sich viel mit dem künstlich erzeugten Winterschlaf von Menschen beschäftigt – er versuchte das Problem ohne Drogen und ohne Kälte zu lösen. Ich schlug ihn vor drei Jahren als Mitarbeiter des Projekts vor, aber ein Prüfungsausschuß lehnte ihn ab. Vor drei Tagen kam ich an die Ausschlußprotokolle heran. Sie bestätigten meinen Verdacht.«

»Verdacht?«

»Der Ausschluß entschied sich ohne guten Grund gegen Ab. Seine Mitglieder redeten lange herum, was er für das Projekt tun könne, statt wirklich auf seine Forschungsarbeit einzugehen, und dann entschieden sie mit fünf gegen eine Stimme, daß man auf ihn verzichten könne, weil es keine Beweise seiner Nützlichkeit für das Projekt gebe – eine absichtlich vage gehaltene Ablehnung ohne wirkliche Begründung.«

»Ich verstehe immer noch nicht«, sagte Gabrielle.

»Jemand hat diesen Beschluß manipuliert«, sagte

Rafe. »Jemand wollte Ab vom Projekt fernhalten. Und der Grund kann nur der sein, daß der Betreffende fürchtete, wir könnten tatsächlich ein Schiff zu den Sternen bringen, wenn Ab zu uns käme. Mit anderen Worten, dieser Jemand wollte das Projekt sabotieren.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das ergibt keinen Sinn, finde ich«, sagte sie. »Wer hat etwas zu gewinnen, wenn er das Projekt behindert?«

»Martin Pu-Li, vielleicht«, sagte Rafe. »Der Projektleiter. Sobald interstellare Schiffe hinausgingen, würden Forschung und Entwicklung, für die er zuständig ist, nicht mehr die wichtigsten Ressorts sein. Aber natürlich muß er nicht derjenige sein, der dahintersteckt. Wer kann sagen, von wem die Ausschußmitglieder beeinflußt worden sind? Das Projekt hat seine Gegner; jeder weiß das. Aber ich denke nicht sosehr an die offenen Gegner, sondern mehr an jene, die das Projekt hinterrücks erledigen möchten. Männer, die an der Erhaltung des Status quo interessiert sind. Pao Gallot, zum Beispiel. Willet Forebringer.«

»Pao Gallot? Ab hielt ihn immer für einen völlig integren Mann, der in seiner Arbeit aufgeht.«

»Das mag sein«, sagte Rafe. »Solange seine Kraftstationen die Fabriken betreiben, die die Weltbevölkerung mit Mühe und Not vor dem Verhungern bewahren, ist er der wichtigste Mann auf Erden. Eröffnen wir den Verkehr mit anderen Sternen und ihren

Planeten, so daß für einige Leute die Hoffnung besteht, der Situation hier zu entkommen, wird seine Bedeutung schwinden.«

»Das ist nicht viel.«

»Nein. Nicht viel«, räumte er ein. »Aber Gallot, Martin und Forebringer sind wie Finger einer Hand. Und Forebringer wird seine gegenwärtige Machtfülle nur behalten, bis das Ernährungsproblem auf irgendeine Weise gelöst wird. Jedem von ihnen würde ich zutrauen, daß er bereit ist, das Projekt zu sabotieren oder Männer wie Ab zu entführen, um seine eigene Position zu halten.«

Er brach ab und fügte nach einer Pause hinzu: »Übrigens haben Sie mir nicht gesagt, wie Ab entführt wurde. Die Umstände könnten vielleicht Licht in die Angelegenheit bringen.«

»Ich weiß nicht, ob er tatsächlich entführt wurde«, sagte sie seufzend. »Ich meine, er kann freiwillig gegangen sein, obwohl es mir schwerfällt, daran zu glauben. Ich sagte Ihnen, daß mein Bruder sich am Vorabend vier Stunden mit Lukas im Labor eingeschlossen hatte, und Sie sahen, daß Lukas uns nicht sagen kann oder will, was dort geschah.

Aber, Lukas, du kannst Rafe erzählen, was am nächsten Morgen passierte, als ich schlief und die Männer zu Ab kamen.«

»Ab sagte mir, ich solle mich verstecken«, sagte Lukas. »Ich sollte mich den Männern nicht zeigen, und ich blieb in der Küche, als sie kamen.«

»Wie viele Männer waren es?« fragte Rafe.

»Zwei«, sagte Lukas.

»Gewöhnliche Männer? Oder waren es Schatten wie die, gegen die wir heute nacht kämpften?«

»Zwei Männer mit Geruch.«

»Sie kamen zur Tür«, sagte Rafe, »und Ab öffnete ihnen?«

»Ja«, sagte Gabrielle. »Es war früh am Morgen, und ich war oben; ich hatte mich gerade schlafen gelegt. Ich hörte das Läuten und die Stimmen an der Tür, aber ich dachte mir nichts dabei, denn es war ja Tag.«

»Und was dann, Lukas?« fragte Rafe.

»Ab sprach. Sie sprachen. An der Tür.«

»Worüber sprachen Sie?«

Eine Weile schien es, als wollte Lukas nicht antworten. Dann sprach er.

»Für immer«, sagte er.

Rafe wandte sich um, überließ den Wagen dem Autopiloten. »Für immer?« echote er.

»Für immer«, antwortete Lukas. »Auch andere Dinge, aber mehrere Male sagten die zwei Männer ›für immer‹, und einmal sagte Ab es. Dann ging er mit ihnen fort. Sie schlossen die Tür. Ich hörte sie davonfahren.«

Rafe blickte wieder zu Gabrielle. »Vielleicht war es keine richtige Entführung«, sagte er. »Vielleicht wollte Ab selbst gehen, aus irgendeinem Grund.«

»Nein«, sagte Lukas von hinten. »Er war traurig, gehen zu müssen. Er haßte die Männer, die zu ihm kamen. Ich roch das an ihm.«

»Hm-m«, sagte Rafe. »Und er hinterließ nichts? Keine Botschaft für Sie?«

Nur eine Notiz, daß wir mit Ihnen gehen sollten, wenn Sie kämen«, sagte Gabrielle. »Daß wir Ihnen vertrauen sollten.«

Rafe blickte sie lange und forschend an.

»Sie glauben doch nicht, wir wären einfach so mit Ihnen losgezogen, wenn Ab nichts gesagt hätte«, sagte Gabrielle.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Rafe sinnend. »Also wußten nicht nur die sechs Männer, daß ich kommen würde – auch Ab wußte es. Woher?« fragte er scharf.

»Ich ... weiß es nicht.« Sie rückte zur Tür auf ihrer Seite, so weit weg von ihm, wie das Wageninnere ihr erlaubte. Von den Rücksitzen kam die leise, kehlige Warnung eines Knurrens. Rafe entspannte sich.

»Vielleicht«, sagte sie, »hatte er es vom Alten Mann erfahren.«

Er betrachtete sie von neuem.

»Sie glauben wirklich an diese Geschichte mit dem Alten Mann, wie?«

»Eigentlich nicht ... oder jedenfalls glaubte ich nicht daran, bevor Ab sagte, er habe mit ihm gesprochen. Bis vor einem Jahr hatte ich den Namen nie gehört. Sie müssen wissen, daß wir hier ein sehr ruhiges und zurückgezogenes Leben geführt haben. Vor vier Jahren verlängerte die Wissenschaftsstiftung meines Bruders Forschungsstipendium mit der einzigen Auflage, daß er pro Woche eine Vorlesung

oder ein Seminar halte. Ab hatte mit seiner Arbeit soviel zu tun, daß er sich den Luxus, regelmäßig Freunde und Bekannte einzuladen, nicht leisten konnte. So waren wir wahrscheinlich die letzten, die vom Alten Mann hörten. Natürlich wußten wir von Anfang an über die Schlafwandler Bescheid ...« Sie lachte unvermittelt auf. »Kein Wunder. Wir waren ja selbst welche – dank seiner Forschungen. Er und ich und Lukas.«

»Dank seiner Forschungen?« fragte Rafe. »Niemand von Ihnen hatte eine natürliche Immunität gegen die Ausstrahlung?«

»Ich – ich glaube nicht. Ich kann mich nicht genau erinnern. Ich glaube, Ab begann mit der Arbeit an mir, sobald ich nach meinem Unfall aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Und Lukas gehörte von Anfang an zu Abs Versuchstieren. Lukas kam zu uns, als er erst ein paar Wochen alt war – Sie hätten ihn als Welpen sehen sollen!«

»Also arbeitete Ab an Ihnen«, sagte Rafe nachdenklich. »Erinnern Sie sich aus Ihrer Zeit im Krankenhaus an irgendwelche Nebenwirkungen der Sendungen?«

»Ja. Ich hatte Alpträume.«

»Was für Alpträume?«

»Ich kann mich nicht genau erinnern. Aber es war nicht sosehr der Inhalt, es war der Unterschied. Der Unterschied zwischen hier und dort – zwischen der realen Welt und wie sie in diesen Träumen war.«

Sie schüttelte sich.

»Als ich wieder zu Hause war, sagte Ab mir immer, ich solle tagsüber schlafen, niemals nachts, wenn die Sender eingeschaltet waren. Und er trainierte uns, den Sendungen zu widerstehen und wach zu bleiben.«

»Sagte er, warum Sie nachts nicht schlafen sollten?«

»Es war etwas ...« Sie runzelte die Brauen. »Ja, das war es. Es hatte mit Verwundbarkeit zu tun. Er glaubte, jeder könnte im Laufe der Zeit Schäden davontragen, wenn er während der Sendungen in natürlichem Schlaf wäre. Also gab ich es auf, nachts zu schlafen. Er und Lukas machten es genauso.«

»Was sagte Ab über die Schlafwandler?« fragte Rafe. »Hatte er irgendeine Idee, wie sie zu ihrer natürlichen Immunität gekommen sind?«

»Er glaubte nicht, daß es etwas wie eine natürliche Immunität gebe«, antwortete sie. »Er erklärte mir, daß es unter den Tieren keine Schlafwandler gebe, die eine Immunität gegen die Sendungen zeigten. Er sagte, alle diese Leute seien entweder bewußt darauf trainiert, den Einfluß der Alphawellen auf ihre Gehirne zu kontrollieren, oder sie hätten sich unbewußt selber resistent gemacht.« Sie musterte ihn neugierig. »Wie ist es bei Ihnen? Sie zeigen eine wirkliche Immunität, und Ab hatte nicht an Ihnen gearbeitet. Was macht Sie immun?«

»Ab hat wahrscheinlich recht«, sagte Rafe. »Ich habe über diese ganze Problematik gelesen, was ich konnte – und ich ärgerte mich immer, wenn jemand etwas tun konnte, das ich nicht schaffte. Was ich las,

führte mich zum Joga, und damit arbeitete ich eine Weile. Man könnte also sagen, daß ich mich sowohl bewußt als auch unbewußt selbst trainiert habe.«

»Sehr wirkungsvoll trainiert, würde ich sagen«, meinte Gabrielle. »Sie bewegen sich, als ob es leicht wäre.«

»Machen Sie sich nichts vor«, erwiderte er. »Wenn ich gehe, ist es wie ein Waten in brusttiefem Wasser, und wenn ich mich gehenließe, würde ich in zehn Sekunden eingeschlafen sein.«

»Als Sie im Haus gegen diese Schattengestalten kämpften, die ich nicht sehen konnte, hatte ich nicht den Eindruck, daß Sie sich wie in brusttiefem Wasser bewegten.«

»Sie dürfen nicht vergessen, daß unsere Wahrnehmungen verlangsamt sind«, sagte er. Dann fuhr er nach einer Pause fort: »Aber vielleicht ist etwas daran. Heute nacht passierte es zweimal, daß ich glaubte, um mein Leben kämpfen zu müssen, und beide Male schien ich von den Wirkungen der drahtlosen Energie befreit zu sein ...«

Er beschrieb den Kampf an der Straßensperre und das Summen und Dröhnen, das seit Beginn der Sendung in ihm war, ausgenommen während jener gewalttätigen Episoden.

»Es könnte sein, daß das Adrenalin des Körpers den Einfluß vorübergehend neutralisiert«, sagte er nachdenklich. »Aber das würde mich wundern, denn Adrenalin wirkt stimulierend, und Sie haben gesehen, wie ich auf Dexedrin reagierte. Andererseits

scheint der Whisky dieses Dröhnen zu dämpfen, und Alkohol wirkt beruhigend ...«

Wie er daran dachte, fühlte er sich sofort schlechter. Sie fuhren seit geraumer Zeit, und der dämpfende Effekt des Scotch, den er vor dem Verlassen des Hauses getrunken hatte, war fast vergangen. Er hatte das Gefühl ignoriert, aber nun, da er es erwähnte, schien es verstärkt wiederzukehren.

»Ich hätte daran denken sollen, die Whiskyflasche mitzunehmen«, sagte er. »Ich verstehe nicht, warum das Zeug hilft, aber es ist so. Man fühlt das Dröhnen nicht so.«

Gabrielle griff hinter sich und nahm ihre kleine Reisetasche vom Rücksitz. Sie öffnete sie und zog eine kleine Laboratoriumsflasche heraus, die mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Der Glasstöpsel war mit weißem Klebeband gesichert.

»Ich hatte nicht viel Platz, also brachte ich reinen Alkohol statt einer Schnapsflasche mit«, sagte sie. »Ich dachte, Sie könnten ihn mit Wasser mischen. So ist er natürlich nicht genießbar. Wir müssen etwas finden, womit wir ihn verdünnen können.«

Er befragte den Kartenausschnitt der Orientierungshilfe.

»Zwanzig Kilometer weiter ist ein Rasthaus«, sagte er.

Er zog das Fahrzeug von der schnellen Fahrspur und ließ es allmählich auslaufen. Das Rasthaus war im rustikalen Blockhüttenstil erbaut. Die Fensterläden waren geschlossen, die Türen verriegelt, aber es

gab Wasser, das aus einem Speier in einen Holztrog plätscherte.

Tassen oder Trinkgefäße gab es nicht. Rafe fand eine Straßenkarte von Des Moines im Handschuhfach und faltete sie zu einer Tüte. Nachdem er einen Schluck von dem eisigen, nach Eisen schmeckenden Wasser getrunken hatte, um seinen Mund zu befeuchten, füllte er die Tüte zur Hälfte mit Wasser und schüttete etwa ebensoviel Alkohol dazu.

Trotz der Verdünnung explodierte das Zeug wie eine Bombe in ihm, als er es hinunterstürzte. Eine Minute lang stand er schweratmend über den Trog gebeugt und wußte nicht, ob sein Magen das Gemisch akzeptieren würde, dann kehrte er zum Wagen zurück und setzte sich ans Steuer. Fünf Minuten später waren sie wieder unterwegs nach Norden, und er fühlte sich besser.

Zwanzig Minuten danach passierten sie die Grenze nach Minnesota, aber im Osten verfärbte der Himmel sich grau.

»Wir werden es bis Tagesanbruch nicht zur kanadischen Grenze schaffen«, sagte Rafe, »und wir können den Übergang nicht riskieren, wenn die Grenzposten wach sind. Wir werden versuchen, in die Nähe von Duluth zu kommen und uns dort für den Tag verkriechen.«

Der Osthimmel war schon hell, als sie die Doppelstadt St. Paul-Minneapolis umfuhren und den Verbindungskanal vom Mississippi zum Oberen See entlangrasten. Die Helligkeit nahm stetig zu, und nach

einer weiteren halben Stunde leuchtete der halbe Himmel im Morgenrot des neuen Tages. Sie waren noch zwanzig Kilometer vor Duluth, als die Energiesender ihren Nachtbetrieb ausschalteten. Rafe fühlte es am plötzlichen Aufhören des Summens in seinem Hinterkopf. Der bleierne Druck, der die ganze Nacht auf ihm gelastet hatte, war auf einmal verschwunden, doch es blieb eine natürliche Müdigkeit und Erschöpfung.

Sie fanden ein kleineres Motel am Rand der Hafenstadt. Lukas lag still unter einer Decke am Boden des Wagens, während Rafe sich selbst und Gabrielle als Mr. und Mrs. Albert Nyisem aus Arnes in Iowa eintrug.

»Wir schafften es gestern nicht mehr«, sagte er gähmend zum Besitzer des Motels, einem dicken Fünfzigjährigen mit scharfen Augen und einem knappen Lächeln. »Zwanzig Kilometer südlich der Stadt überraschte uns die Sendezeit. Es macht keinen Spaß, im Wagen zu schlafen.«

»Das glaube ich Ihnen«, sagte der andere. »Es kommen oft Leute zu mir, denen es wie Ihnen ergangen ist. Ich nehme an, Sie möchten jetzt in richtigen Betten ausschlafen?«

»Wie recht Sie haben«, sagte Rafe.

»Hängen Sie einfach das Schild ›Nicht stören‹ außen an Ihre Tür, und ich werde dem Zimmermädchen sagen, daß es Sie in Ruhe lassen soll. Schlafen Sie, so lange Sie wollen, und machen Sie sich keine Gedanken.«

Rafe bedankte sich, nahm den Schlüssel und fuhr den Wagen zu der Hütte mit der passenden Nummer. Einige Hütten weiter war ein anderes Paar eben im Begriff, abzureisen. Sobald sie fort waren, schmuggelte Rafe den Wolf in ihr Quartier. Gabrielle hatte bereits ihre Reisetasche hineingetragen und die Rollläden heruntergelassen.

»Was nun?« fragte sie, als Rafe das Schild hinausgehängt, die Tür geschlossen und den Riegel vorge-schoben hatte.

»Jetzt schlafen wir aus«, sagte er. »Ich werde vorsichtshalber für eine zweite Nacht bezahlen, und wenn es dunkel wird und der lokale Sender seinen Betrieb aufnimmt, werden wir uns davonmachen. Diesmal werden wir es bis Nipigon schaffen. Dann kommt es darauf an, der Fährte dieser zwei Schlafwandler zu folgen, die mich an der Straßenbaustelle überfielen. Wenn wir dort Kontakt aufnehmen können, sollte es nicht zu lange dauern, herauszubringen, wer sie geschickt hat und wer Ab gefangenhält. Es gibt nicht so viele Schlafwandler auf der Erde, daß der Hintermann durch eine Kette von Verbindungsleuten abgesichert sein kann.«

Sie nickte, nahm ihre Tasche und ging ins Bad. Rafe legte sich angekleidet auf eines der beiden Betten und zog eine Decke über sich, die zusammengelegt am Fußende lag. Er schlief sofort ein ...

Ein Gehämmer gegen die Tür riß ihn hoch. Gabrielle, bekleidet mit einem weißen Nachthemd, setzte sich im anderen Bett aufrecht. Lukas stand still aber

mit gesträubtem Nackenhaar auf dem Teppich und starrte die Tür an.

»Polizei!« brüllte eine Stimme. »Aufmachen hier!«

Die Tür hatte bereits eine Sprung vom oberen Rand bis zur Klinke, als ob die Polizisten versucht hätten, ohne Warnung einzudringen. Aber die zusätzliche Sperre des vorgeschobenen Riegels hatte ihren Anstrengungen getrotzt.

Rafe glitt aus dem Bett.

»Lukas«, flüsterte er. »Sie dürfen nicht wissen, daß es dich gibt. Komm mit.«

Lukas rührte sich nicht von der Stelle.

»Hat Ab dir nicht gesagt, du solltest dich verstecken, als die anderen Männer kamen?«

Lukas drehte um und folgte Rafe ins Bad. Der enge Raum hatte nur ein Fenster, ziemlich klein und hoch in der Wand, aber Lukas mußte sich durchquetschen können.

»Dort hinaus, Lukas!« flüsterte Rafe und öffnete das Fenster, während vorn wieder gegen die Tür gehämmert wurde. »Halte dich versteckt. Wenn es dunkel geworden ist, such uns und tu, was du kannst.«

Lukas war mit einem Sprung am Fenster, aber seine Hinterbeine fanden keinen Halt an der Wand, und Rafe hielt den erstaunlich schweren Körper und schob ihn durch die Öffnung. Der Wolf verschwand im Tageslicht. Rafe schloß hastig das Fenster, rannte zurück und öffnete die Tür, die unter den Stößen

massiger Polizistenschultern bereits zu bersten begann.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Sie sind verhaftet«, sagte der erste von mehreren Polizisten, die ihn umringten. »Sie und die Frau.«

Rafe fühlte sich von groben Händen gepackt, die seine Arme auf den Rücken drehten. Handschellen schnappten um seine Gelenke, und sie trieben ihn im Laufschrift hinaus zu einem Polizeidreirad, wo sie ihn durch die Hecktür stießen. Einen Moment später landete Gabrielle neben ihm, eingehüllt in ein Badetuch, die Reisetasche an sich gedrückt. Ein Polizist warf ihre Kleider hinterher. Dann steckte der Motelbesitzer seinen Kopf zur Tür herein.

»Sie dachten, ich würde es nicht merken, wie?« sagte er. »Ich weiß, wie Leute aussehen, die draußen auf der Straße von der Sendung überrascht wurden! Nach einer Nacht im Wagen sind sie halbtot und fallen herum ...«

»Schon gut«, sagte ein Polizist, drängte sich an ihm vorbei und setzte sich zu den Gefangenen. »Sie taten Ihre Pflicht und verständigten uns. Jetzt können Sie es vergessen.«

»Sie haben lange genug gebraucht, bis Sie endlich kamen ...«, fing der Motelbesitzer an, aber der Polizist schlug die Tür vor seiner Nase zu.

Sie fuhren los. Rafe bemerkte mit einiger Verwunderung, daß es bereits Spätnachmittag war. Er und Gabrielle mußten wie die Toten geschlafen haben. Als sie das Gefängnis erreichten, wurden sie

voneinander getrennt, und Rafe wurde in einen ebenerdigen Raum mit einem unvergitterten Fenster geführt. In einer Ecke stand ein Krankenhausbett. Einer der beiden Polizisten, die ihn hereingebracht hatten, schloß seine Handschellen auf.

»Ziehen Sie sich aus«, sagte er und warf ein Nachthemd aufs Bett. »Ziehen Sie das an.«

»Was ...«, begann Rafe.

»Sie sollen sich aus- und das Nachthemd anziehen!« sagte der Polizist.

Rafe gehorchte, und der zweite Polizist trug seine Kleider hinaus. Draußen verblaßte der Tag.

Drei weitere Polizisten traten ein, gefolgt von einem weißgekleideten Mann, der ein Arzt zu sein schien. Die drei Uniformierten warfen sich ohne Warnung auf ihn, schleppten ihn zum Bett und hielten ihn dort fest. Er lag auf dem Rücken, hilflos in ihrem Griff. »Was soll das?« rief er in Panik. Der Weißgekleidete kam mit einer Injektionsspritze auf ihn zu.

»Seine rechten Arm, hier«, sagte er.

»Antworten Sie mir! Was wollen Sie mit mir machen?«

»Standardbehandlung für Schlafwandler«, grunzte einer der Polizisten, als Rafe sich mit wilder Anstrengung der Nadel zu entziehen suchte. »Diese Nacht wirst du durchschlafen, Freundchen, ob du willst oder nicht – genau wie wir normalen Leute.«

Die Nadel fuhr in seinen Arm und wurde wieder herausgezogen. Die Polizisten ließen ihn vorsichtig los.

»Das sollte genügen«, sagte der Arzt, vom Bett zurücktretend. »Ich habe ihm eine Vierundzwanzig-Stunden-Dosis gegeben. Er wird sich nicht rühren, bis wir Anweisungen von Forebringer haben.«

Rafe fühlte die Droge wie eine weiche Hand, die die Maschinerie seines Geistes umfaßte und anhielt.

7

Wie aus weiter Ferne hörte er die Tür hinter den Polizisten und dem Arzt zufallen. Mit einer gewaltigen Anstrengung drehte er seinen Hals, bis er das Fenster im Blickfeld hatte. Das Tageslicht füllte noch immer den Himmel. Er sah die Sonne nicht, aber sie konnte noch nicht untergegangen sein. Er hatte noch ein paar Minuten – vielleicht mehr als ein paar Minuten –, um zu tun, was er konnte, bevor die Sendung beginnen und ihren einschläfernden Einfluß der Drogenwirkung hinzufügen würde.

Aber er war mit dieser Überlegung noch nicht fertig, als die Droge sein Gehirn vernebelte, daß er nicht mehr denken konnte. Er hatte das Gefühl, unterzugehen, und obgleich er sich mit erlahmenden Kräften dagegen sträubte, wurde er hinuntergezogen in Bewußtlosigkeit oder etwas Ähnliches ...

Zuerst war es nur wie Ertrinken, aber ein trockenes, erstickendes Ertrinken, in dem sein ganzer Körper gelähmt war, so daß er nicht kämpfen oder um Hilfe rufen konnte. Nach einer Weile ging dies vorbei, und er wurde wieder wach, aber nur so weit, daß

ihm klar war, er träumte oder halluzinierte.

Ihm schien, daß er in einer Serie von sehr schwach beleuchteten Räumen oder Kavernen sei, so tief unter der Erde, daß er wahrscheinlich an Altersschwäche sterben würde, bevor er die Oberfläche erreichte, selbst wenn er den Weg wüßte. Die Räume waren voll von weggeworfenen, zerstörten und zerbrochenen Dingen, und in ihnen herrschte eine bedrückende Atmosphäre, die mehr psychischer als physikalischer Art war, als ob er selbst im Mittelpunkt aller möglichen Pressionen stünde.

Er fühlte sich wie ein lebendig Begrabener – aber alle Dinge um ihn raschelten und wisperten und versicherten ihm, daß dies die Welt sei, die er immer gekannt habe, aber erst jetzt in ihrer wahren Erscheinung sehe, befreit von allen Dekorationen und Ausmalungen illusionären Aberglaubens, in der nackten Hoffnungslosigkeit der Wahrheit.

Die zerbrochenen und weggeworfenen Dinge drängten näher und flüsterten, er solle aufgeben und zustimmen, und er griff nach einem Knüppel oder einem Stock, um sie abzuwehren; aber was er auch anfaßte, zerbrach oder zerkrümelte in seinen Händen und war nutzlos. Schließlich floh er, und für eine Weile schienen sie zurückzubleiben.

Der feindliche, ungreifbare Druck aber blieb, und Rafe glaubte, daß er von dem Ding oder Wesen ausgehen müsse, das hinter all dem Gerümpel war. Er fühlte, daß es irgendwo in seiner Nähe sei, und er suchte es in den unterirdischen Räumen. So gelangte

er nach einer Weile in einen Bereich, wo viele Leute tranken, redeten und tanzten; aber all ihr Reden war ein verstohlenes Geflüster, das aufhörte, sobald er in die Nähe kam. Etwas sagte ihm, daß es sinnlos wäre, ihnen Fragen zu stellen, denn er hörte sie hinter seinem Rücken kichern, als ob sie wüßten, was er suchte, und daß er es niemals finden würde.

Dann bemerkte er allmählich, daß sie alle hohl waren, diese Männer wie Frauen. Sie waren von rückwärts ausgehöhlt, so daß nur die vorderen zwei Drittel ihrer Häute und Haare und Kleider übrig waren – gerade so, daß sie unversehrt erschienen, wenn man sie von vorn betrachtete.

Als er sich zwischen ihnen bewegte, gelangen ihm immer wieder Blicke in die rückwärtigen Aushöhlungen – trotz der Tatsache, daß sie sehr geschickt darin waren, ihm immer ihre Gesichter und Vorderansichten zuzuwenden –, und sie gemahnten ihn an ausgehöhlte Hummer, aus deren Schalen das Fleisch entfernt war. Ihr Geflüster war wie das Geräusch trockener Wellen an einem ausgetrockneten Strand in völliger Dunkelheit, und es versuchte ihm einzureden, er solle aufgeben und alle Hoffnung fahren lassen.

Und doch bildete sich in ihm die unlogische Überzeugung, daß es irgendwo, vielleicht sogar hier, eine feste Waffe geben müsse, die nicht zerfallen würde, wenn er sie gebrauchte – könnte er sie nur finden. Und mit einer festen Waffe könnte er sie alle der Lüge überführen und ihre Welt besiegen. Dann war er

den hohlen Menschen entronnen und geriet in dunkle Höhlen, durch die er sich tastend seinen Weg suchen mußte und in denen nichts war als felsiger Boden und die unregelmäßigen Wände, die sich in der Dunkelheit hoch über ihm vereinigten.

Zuletzt fand er seinen Feind, die Kreatur hinter den zerbrochenen Dingen und den ausgehöhlten Menschen, ganz allein in einer riesigen Höhle. Sie kauerte an einer Wand, denn sie war viele Male größer als er selbst, und bewachte einen Thron, auf dem sie einmal gesessen hatte, dem sie aber längst entwachsen war.

Rafe sah die Kreatur nicht deutlich, denn das Licht war so schwach und hoch über ihm, die Schatten an den Wänden so dicht und tief, daß ein Beobachten fast unmöglich war. Aber auch ohne sie deutlich zu sehen, verstand er plötzlich. Einmal war sie so menschlich wie er gewesen, doch allmählich hatte sie sich zu einem gargantuesken, abnormen Format vergrößert, ähnlich dem geschwollenen Körper einer alten Ameisenkönigin unter den normalen Gestalten der kleinen Bewohner des Ameisenhaufens.

Nur schien das Wachstum in diesem Fall durch die schalenförmige Aufeinanderfolge von Körperhüllen bewirkt worden zu sein, jede die raschelnde Schale eines abgelebten und toten Jahres. Gefangen darin war, was einmal ein menschliches Wesen gewesen sein mochte, aber jetzt war es verloren und begraben, nicht nur in den trockenen und raschelnden Jahren und Jahren seiner Überkörper, sondern in seinem

eigenen Glauben, daß es so monströs sei, wie diese Überkörper es machten. Und in diesem Glauben hatte es die Welt hier konstruiert, wo alles nach innen zum Zentrum preßte, und dieses Zentrum war angefüllt mit zerbrochenen Dingen und hohlen Menschen.

Er sah, daß er dieses Monstrum töten sollte – nicht allein in Selbstverteidigung, sondern um es von dieser Existenz zu erlösen, von der es sich einredete, sie sei keine Qual, sondern eine dunkle Freude.

Er blickte umher und fand nichts als einen großen Stein; als er ihn aufhob, zerbröckelte der Stein in seinen Händen zu Staub.

»Siehst du?« krächzte der in seinen ungezählten Jahren Gefangene mit dem Rascheln seiner trockenen Überkörper, und die Stimme war wie das Gewisper der zerbrochenen Dinge und der hohlen Menschen. »Nichts hier hat die Macht, mich zu verletzen. Ich bin Satan.«

»Satan bedeutet mir nichts«, sagte Rafe, und die ganze Zeit hielt er nach einem anderen Stein Ausschau, nach einem abgebrochenen Stalaktiten oder einem rostigen Beil.

»Satan bedeutet jedem etwas!« raschelte die Stimme.

»Satan ist jenseits allen Schmerzes. Satan ist Tod in einem Leben, das niemals endet ...«

Rafe fand eine alte Eisenlanze und gleich darauf eine Doppelaxt in der Höhle. Aber die Lanze zersplitterte, als er sie warf, und die Axt flog vom Stiel, als er sie schwang – flog vom Stiel und zerschellte an

der felsigen Wand.

»Gib auf«, sagte das Wesen, das sich Satan nannte. »Gib auf.«

Gegen seinen Willen fühlte er seine Hoffnung schwinden, seinen Mut sinken. Verzweifelt suchte er etwas, an das er seine Hoffnung klammern, eine Vorstellung, die ihm Mut einflößen könnte, aber nichts kam.

»Komm und vereinige dich mit mir«, krächzte Satan. »Komm und lebe für immer den Tod im Leben. Alles Bemühen, alles Suchen ist nun nicht mehr nötig, nicht mehr ...«

Und plötzlich war es da – das Vorstellungsbild eines soliden Messers mit lederbezogenem Heft und einer Klinge aus blauem Stahl – und es löste den Funken der Inspiration aus.

»Lukas!« rief er.

Satans Rascheln und Krächzen schwoll zu einem Brüllen an, zu einem Geräusch wie von einem Wirbelsturm, als er ihn zu übertönen suchte.

»Nein!« brüllte es, und schwarze Hoffnungslosigkeit, ergoß sich über Rafe, um ihn zu ertränken, bevor er noch einmal rufen konnte.

»Lukas!« schrie er verzweifelt. »LUKAS!«

Und Lukas kam.

Er kam nicht als sein gewöhnliches Selbst, sondern als ein riesiger, magerer Geisterwolf, größer als ein Elefant und fast so groß wie das Ungeheuer, das sich Satan nannte, überlaufen von winzigen blauen Flammen, die seine Gestalt in zuckendes Licht hüll-

ten und seine gelben Augen erhellten. Er kam gesprungen und trug ein winzig aussehendes Messer mit schwarzem Ledergriff und einer Klinge aus blauem Stahl in seinem Maul.

»Gib mir das Messer, Lukas!«

Lukas kauerte nieder und heulte, und das Messer fiel vor Rafe Füße auf den Felsboden. Lukas heulte wieder, und dann sprang er auf und hüpfte mit wunderlichen Sätzen vor der Satanskreatur herum, die sich vor der gewölbten Wand aufrichtete, bis sie vornüber zu fallen und Mann und Wolf unter sich zu begraben drohte.

Und Rafe hob das Messer auf und warf es in das überhängende Satansding.

Es schrie.

Lukas packte Rafe mit seinem zähnestarrenden Rachen und hob ihn auf wie ein Hund eine Spielzeugmaus, und er sprang an Satans fallendem Körper vorbei aufwärts durch den massiven Fels, als ob er Nebel wäre. Höher und höher trug er ihn, aber dann entglitt Rafe seinen Kiefern und stürzte durch die Nebelfelsen ab.

Der Fels begann sich ringsum zu verfestigen, drängte von allen Seiten auf ihn ein und drohte das Leben aus seinem Körper zu quetschen, aber bei dem Gedanken, jetzt geschlagen zu sein, nach allem, was er getan hatte, kochte Wut in ihm auf. Mit übermenschlicher Anstrengung schlug er die Felsen von seinem Gesicht fort ...

Und setzte sich aufrecht. Ein Raum war um ihn,

und der Mond schien zum Fenster herein. Auf einem kleinen, weißlackierten Tischchen neben seinem Bett stand eine Metallschüssel, in der eine leere Injektionsspritze lag. Er packte die Schüssel und warf sie.

Sie zerbrach das Fenster und verschwand in der Nacht dahinter.

»Lukas!« brüllte er heiser in diese Nacht hinter dem zerbrochenen Fenster und fiel auf das Bett zurück, und die Schatten umschlossen ihn, Schatten, die sich zu Felsgestein verfestigten. Und wieder war er verloren in ...

Lukas' Fänge faßten und hielten ihn wieder. Lukas sprang aufwärts. Höher und höher hinauf durch den Fels, bis sie schließlich Meeresgrund durchstießen und in die Tiefen eines Ozeans kamen, und die Nässe ergoß sich über Rafe, füllte Mund, Nase, Ohren und Augen und brannte wie flüssiges Feuer ...

Er zog sich hustend hoch und wischte seine Augen. Er war durchnäßt bis zu den Schultern. Nach einem Moment sahen seine wässernden Augen den zottigen Wolfskopf neben dem Bett, auf dem er lag, und eine dunkle Whisky-Flasche lag entleert auf der Decke.

Unbeholfen griff er nach der Flasche und hob sie. Ein Viertel des Inhalts war noch drin.

»Gute Arbeit, Lukas«, lallte er mit schwerer Zunge. »Aber das ist für später. Ich habe schon so viel in mir, wie ich vertragen kann.«

Er stieg aus dem Bett, bleierne Schwere in den Gliedern, aber erfüllt von einem flammenden Triumphgefühl.

»Vierundzwanzig Stunden, sagte er«, murmelte er.
»Wußte nicht, was ich vertragen kann ... Hörtest du mich rufen, Lukas?«

»Ich hörte dich«, sagte Lukas. »Jetzt – Gabrielle.«

Ungeduldig tappte der Wolf zur Tür, und Rafe wankte ihm nach. Sie war nicht einmal abgeschlossen. Mann und Wolf traten hinaus in einen stockfinsternen Korridor.

Rafe streckte tastend seine Hand aus und bekam Lukas' dichten Nackenpelz in die Finger.

»Kein Lichtschalter hier«, sagte er. »Du mußt mich führen, Lukas. Immer die Wand entlang.«

Vorwärts gezogen von seinem vierbeinigen Führer, stolperte Rafe in der Dunkelheit die Wand entlang, Hand und Unterarm in Schalterhöhe über die glatten Flächen streifend, bis sein Handgelenk von einer harten Unebenheit getroffen wurde.

»Halt. Warte«, sagte er zu Lukas. Er blieb stehen, tastete an der Wand zurück und fand den Lichtschalter. Seine Finger drückten den Kipphebel – und Licht war überall um sie.

Sie standen in einem langen Korridor, der an einer Verbindungstür dieses Gebäudeflügels endete. Sie gingen weiter, öffneten die Tür und fanden einen weiteren Lichtschalter. Sie sahen sich in einem Treppenhaus, und gegenüber war eine zweite Verbindungstür, die sich in den Korridor eines anderen Gebäudeflügels öffnete.

»Wo werden sie Gabrielle haben?« murmelte Rafe.

»Ich finde sie«, sagte Lukas.

Er tappte durch den Korridor, beschnüffelte die Türen, und bei der vierten oder fünften Tür richtete er sich auf die Hinterbeine auf und drückte die Klinke nieder. Als Rafe nachgekommen war und den Lichtschalter gefunden hatte, war Lukas bereits mit seinen Vorderbeinen auf dem Bett und leckte das Gesicht der bewußtlosen Gabrielle. Er winselte leise. Ihr zylindrisches Vehikel stand am Fuß des Bettes.

»Sie haben ihr auch eine Spritze gegeben«, sagte Rafe, dessen Zunge sich dem Formen von Worten weiterhin widersetzte. »Wir müssen sie hier herausholen und fortbringen, Lukas.«

Es war eine fast unmögliche Aufgabe für ihn, Gabrielle in den Zylinder zu heben; die doppelte Wirkung der Spritze und der drahtlosen Energie hielt ihn in einem Zustand benommener Schwäche, sosehr er dagegen kämpfte. Aber schließlich brachte er sie hinein, stopfte ihre Reisetasche dazu, aktivierte das Vehikel und steuerte sie in den Korridor und zum Treppenhaus.

»Moment«, sagte er und blieb stehen. »Wir müssen irgendwo einen Wagen finden.«

»Unten«, sagte Lukas. »Viele Wagen. Ich kann sie riechen.«

Sie fanden einen Aufzug, der sie in eine Tiefgarage unter dem Gebäude brachte. Viele Polizeifahrzeuge standen dort, aber auch einige Privatwagen. Keiner von diesen hatte Zündschlüssel. Aber Lukas, seiner feinen Nase folgend, fand ein Schlüsselbrett in einem kleinen Büro im Hintergrund der Garage, und

dort identifizierte er den passenden Schlüssel zu dem Wagen, den Rafe ausgewählt hatte. Neben dem Büro war eine Reihe von Metallspinden; der fünfte enthielt Zivilkleider, die ungefähr seine Größe hatten. Er zog sein Nachthemd aus, legte die Kleider an und kehrte mit dem Schlüssel zum Wagen zurück. Das automatische Tor der Garage öffnete sich, als sie heranzufahren, und zehn Minuten später waren sie auf der Norduferstraße und unterwegs zur kanadischen Grenze.

Die Grenze bestand aus zwei dunklen, verschlossenen Zollstationen, an denen sie mit unverminderter Geschwindigkeit vorbeifuhren. Sie berührten Fort William und Port Arthur und fuhren in die kleine schlafende Stadt Nipigon ein, als die Uhr im Armaturenbrett anzeigte, daß bis Sonnenaufgang noch zwei Stunden verblieben.

Rafe verlangsamte das Tempo. Im Fond des Wagens, wo sie Gabrielle verstaute hatten, raschelte etwas, und er hörte sie sagen: »Oh!«

Ein paar Sekunden später sprach sie wieder.

»Wo bin ich?«

Rafe riskierte einen schnellen Blick über seine Schulter. Sie setzte sich aufrecht. Er lenkte den Wagen zum Straßenrand und hielt. Lukas war schon über die Rückenlehne des Beifahrersitzes gesprungen und versuchte ihr Gesicht zu lecken.

»Hör auf, Lukas!« Sie schob den Wolf zurück.
»Wo sind wir?«

»Wie fühlen Sie sich?« fragte Rafe.

»Nicht so gut«, murmelte sie. »Ich weiß nicht, was mit mir – oh, jetzt erinnere ich mich! Diese Leute wollten mir eine Injektion geben!«

»Haben sie es nicht getan?« fragte Rafe.

»Doch – ich glaube.« Sie befühlte ihren Arm und nickte.

»Ja, da ist die Stelle. Aber mein Bruder hat mich gut trainiert.«

Er sah sie neugierig an. »Wie hat Ab mit Ihnen gearbeitet?«

»Genauso wie er mit Lukas und den anderen Versuchstieren arbeitete«, antwortete sie. »Er machte Messungen der Gehirnströme und legte danach eine Art Übersichtskarte an. Auf dieser Grundlage trainierte er das Individuum dann für den Gebrauch einer anderen Frequenz – wenn man es so nennen kann.«

»Wie machte er das. Brachte er an bestimmten Punkten Elektroden ins Gehirn?«

»In den letzten Jahren nicht mehr«, sagte sie. »Er verwendete eine sehr schwache Sendevorrichtung von ganz geringer Reichweite, aber sonst ähnlich den großen, die die Energie ausstrahlen. Natürlich sind diese nur grobe Energiespeicher, während seine kleine Maschine sehr variabel war und selektiv eingesetzt werden konnte.«

»Wenn das so ist«, sagte er, »warum hat Lukas dann ...«

»Die Vorrichtung auf dem Kopf? Lukas ist ein besonderer Fall. Ein Wolf hat kein natürliches Sprachzentrum in seinem Gehirn. Ab mußte eins für ihn

bauen. Es ist das, was Sie sehen. Was Sie nicht sehen können, ist sein künstlicher Kehlkopf, komplett mit künstlichen Stimmbändern und einem Zusatzgerät, das die Arbeit übernimmt, die vom menschlichen Mund und den Lippen geleistet wird – andernfalls könnte er keine verständlichen Geräusche machen, nicht einmal mit dem Sprechzentrum. Tatsächlich spricht Lukas nicht in einem Sinne, wie wir es uns vorzustellen gewohnt sind. Er hat einen chirurgisch eingepflanzten Mikrocomputer im Schädel. Die elektrischen Impulse seines Gehirns lösen bestimmte Sprachmuster aus, und diese steuern vorprogrammierte Sprechimpulse vom Computer, die dem künstlichen Stimmenmechanismus übermittelt werden. Darum kommt es manchmal vor, daß man ihn etwas fragt und keine Antwort erhält. Wenn Sie ihm eine Frage stellen, für die sein Computer nicht programmiert ist, kann er nicht antworten – selbst dann nicht, wenn er die Antwort tatsächlich weiß.«

Rafe runzelte angestrengt die Stirn. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann könnte Lukas also einige Dinge wissen, die für uns wichtig wären, ist aber nicht imstande, sie uns mitzuteilen?«

»Ja, das ist richtig ...« Sie hielt plötzlich inne und wandte sich zu Lukas.

»Lukas«, sagte sie, »weißt du wirklich, wo Ab ist? Ich meine, du weißt es, kannst es uns aber nicht sagen?«

Der Wolf winselte und versuchte ihr Gesicht zu lecken. Sie wehrte ab und streichelte ihn.

»Wir werden ihn finden«, sagte Lukas. »Dann kann ich töten.«

»Nun?« sagte Rafe skeptisch. »Meinen Sie, daß er es weiß?«

»Ich bin nicht sicher. Er müßte uns auf diese Frage ein klares Ja oder Nein geben können. Es sei denn, Ab hätte ihm absichtlich eingeprägt, nichts darüber zu sagen.«

Rafe wandte sich wieder nach vorn. »Wie dem auch sein mag, wir haben nur noch zwei Stunden bis Sonnenaufgang. Sehen wir also zu, daß wir bis dahin Crazians Corner finden.«

Ein Stück weiter entdeckten sie eine öffentliche Telefonzelle, und Rafe schlug im lokalen Telefonbuch nach. Crazians Corner erwies sich als ein kleiner Gebäudekomplex, bestehend aus einer Ladestation und Reparaturwerkstatt, einem Restaurant, einem Lebensmittelgeschäft und einem Laden für Wegwerfkleidung.

Rafe schlug die Türscheibe der Ladestation ein. Eine Alarmanlage begann zu schrillen. Ohne sie zu beachten, öffnete er die Tür und ging hinein. Er schaltete das Licht ein und suchte den Ordner mit den abgelegten Rechnungskopien. Weil ihm das Lärmen der Alarmklingel lästig wurde, suchte er das Verbindungskabel und riß es aus dem Anschluß. Das gellende Geräusch hörte auf. Als er den Rechnungsordner in einem Schreibtischfach entdeckt hatte, waren Gabrielle und Lukas bereits in das benachbarte Restaurant eingebrochen und machten dort Licht.

Rafe blätterte durch die nach Daten geordneten Rechnungsbelegte und fand schließlich den Durchschlag, dessen Original er im Wagen der beiden Schlafwandler bei der Straßensperre in Grinnell entdeckt hatte. Die Unterschrift des Käufers auf dem Durchschlag war kaum lesbar. Nach angestrengtem Studium glaubte er den Namen Darrell Hasken zu entziffern. Er schlug im Telefonbuch nach und fand dort einen Darrell Hasken verzeichnet.

Er verließ die Station und wollte Gabrielle und Lukas holen, doch wie er das Restaurant betrat, wehte ihm der verlockende Duft von gebratenem Schinken und Spiegeleiern entgegen.

»Möchten Sie auch etwas?« rief Gabrielle aus der offenen Küchentür.

Er war ausgehungert.

Sie waren alle ausgehungert. Zwanzig Minuten vergingen, bevor sie ihre Mahlzeit beendet hatten und hinausgingen. Das erste Licht des neuen Tages war im Himmel, aber zwischen den Bäumen und den Gebäuden waren die Schatten noch tief – so daß er die Angreifer erst sah, als sie über ihm waren. Diesmal waren sie zahlreicher, und sie waren richtige Männer, keine Schattengestalten. Sie bewegten sich müheloser und schneller als alle die Schlafwandler, denen er begegnet war.

Er hörte Gabrielles Schreien und Lukas' wütendes Knurren durch die Rufe der Angreifer. Dann fiel etwas wie ein schwerer Stoff über ihn und hüllte ihn ein und erstickte ihn zu Bewußtlosigkeit.

Seine nächste Wahrnehmung war, daß er in einem Flugzeug saß, das Raum für vielleicht zwölf Passagiere bot, und mit dieser Wahrnehmung begann eine seltsame Periode, während der er nicht vollständig Herr seiner selbst war.

Die Maschine flog in großer Höhe. Dreimal brachte Rafe soviel Energie auf, aus dem Fenster neben seinem Sitz zu blicken. Das erste Mal sah er eine endlose Wasserfläche, dann eine Landschaft von Eis und Schnee, und schließlich kahle Ebenen, die zu einem Gebirge anstiegen.

Er fand, daß es ihm nicht möglich war, Besorgnis über seine Lage zu empfinden. Es war nicht, wie wenn er unter Drogeneinfluß gestanden hätte. Sein Geist schien in einem Kokon von Gleichgültigkeit isoliert zu sein. Solange er keine Anstrengung unternahm, sich zu bewegen oder zu denken, saß er durchaus behaglich in einem wohligen, geistesabwesenden Zustand. Aber selbst der Wunsch, seinen Kopf zu drehen und aus dem Fenster zu blicken, erforderte eine Selbstüberwindung, der er kaum gewachsen war.

Nach unbestimmter Zeit machte er die Anstrengung wieder, und diesmal drehte er seinen Kopf nach links. Auf der anderen Seite des Mittelgangs saß Gabrielle und blickte friedlich geradeaus. Lukas war nicht zu sehen.

Rafe wandte seinen Kopf wieder in die Flugrichtung – diese Bewegung war leicht, mühelos – und zog sich erneut in seinen Kokon zurück. Er konnte seine Hände auf seinen Knien ruhen sehen. Er war weder gefesselt noch angeschnallt, bis auf diesen Zwang, der Bewegungen und Gedanken schwierig machte.

Er saß und dachte nicht.

Nach einer Weile wurde er sich eines quälenden Gefühls bewußt, das irgendwo unter der Ebene der Gleichgültigkeit nagte. Allmählich wurde ihm klar, daß dieses nagende Unbehagen ein Teil seines Verstandes war, der außerhalb seiner behaglichen Gleichgültigkeit geblieben war; und er kämpfte gegen die Wirkung dieser Gleichgültigkeit auf den Rest seines Geistes.

Er beobachtete die Aktivität des Unbehagens für eine Weile, während die Maschine gleichmäßig durch die obere Atmosphäre sumnte, und sah schließlich, daß es jener instinktive Teil von ihm war, der niemals hatte zugeben können, daß andere besser waren als er. Jenes Element von ihm, das unfähig war, eine Niederlage hinzunehmen.

Jetzt konnte es nicht hinnehmen, daß er gegen seinen Willen in einem Zustand geistiger und körperlicher Inaktivität gehalten wurde. Es versuchte weiterzukämpfen. Auf diese Einsicht folgte die Idee, daß er sein Denken vielleicht auf dieser tieferen Ebene fortsetzen könne, wo die Unruhe lebte, ungestört von dem, was ihn gefangenhielt.

Er probierte es.

Es war eine seltsame Art zu denken, fand er. Sie erforderte reines Denken – ungefärbt von Emotionen, ohne die konkreten Vorstellungsbilder von Wörtern oder Symbolen.

Sein eigener Wille und seine Absicht waren, so betrachtet, ein Bündel von Kräften; gegen sie wurde im Moment eine andere Kraft eingesetzt, um ihn unbeweglich zu machen. Er folgerte daraus die Natur dieser äußeren Kraft und dachte sie sich als eine Sendung ähnlich den Energieausstrahlungen, die der Welt während der Nachtstunden Schlaf aufzwingen. Nur mußte diese Aussendung subtiler sein, weil sie Gedanken und Bewegungen hemmte, ohne ihn einzuschläfern.

Doch wenn er den gewöhnlichen, brutalen Energieausstrahlungen widerstehen konnte, dann mußte es auch hier möglich sein – wenn er das Muster dieses Angriffs identifizieren konnte.

Unter der Ebene bewußten Denkens begann sein Geist zu erwachen und sich zu regen. Er sah, daß alles, was auf einer bewußten Ebene getan werden konnte, auch hier möglich war – aber in einer anderen Weise. Es war, als ob seine Gedankensprache gezwungen würde, von Algebra auf Zahlenrechnen umzuschalten. Die zwei Sprachen waren anscheinend völlig verschieden, doch sie fanden zusammen in der Wurzel, die er selbst war.

Nun, vielleicht ließ sich auf dieser Gedankenebene mehr machen als auf der alten. Er forschte, tastete

umher wie ein Blinder in unbekanntem Räumen, und mit dieser tieferen Ebene seines Bewußtseins als Werkzeug, begann er seine Umgebung zu sondieren. Er fühlte Gabrielles Verstand in der Nähe, aber sie wußte nichts von ihm.

Er tastete nach Lukas – und prallte fast gegen die lebendige und brennende Intensität, die der Wolf war. Lukas, so schien es, dachte mehr auf dieser Ebene als auf der bewußten menschlichen Ebene, die ihm fremd war.

Aber Lukas war nicht mit ihnen an Bord des Flugzeugs.

»Warum nicht?« Stumm formte Rafes untere Bewußtseinsebene die Frage.

»Als ihr bewußtlos wart und ich sah, daß ich nicht gewinnen konnte, lief ich fort und versteckte mich.«

»Wo bist du jetzt?« fragte Rafe, womit er meinte: »Wo ist dein Körper jetzt?« Denn alles, was an Lukas nicht physisch war, befand sich in diesem Moment direkt neben ihm im Flugzeug.

»Nicht weit von dort, wo sie uns fingen«, antwortete Lukas. »Außerhalb der Stadt beginnen die Wälder – die nördlichen Wälder, wo ich geboren wurde. In den Wäldern bin ich sicher.«

»Bist du verletzt, Lukas?«

Die Luft vor Rafes Augen schien sich auf einem in einem unsichtbaren Wirbel zu drehen und verdichtete sich zu einem Bild des Wolfsgesichts. Lukas blickte ihn aus einer Entfernung von weniger als einer Ellenlänge an.

»Nein«, sagte Lukas.

»Ich kann dich sehen, Lukas.«

»Ich kann dich sehen«, erwiderte Lukas' Geist.

»Ich kann Gabrielle nicht sehen, aber ich kann fühlen, daß sie gesund ist. Ich glaube, sie schläft.«

»Sie ist gesund«, sagte Rafe. »Lukas, kannst du Ab sehen?«

»Nein.«

»Kannst du Ab fühlen, so wie du Gabrielle fühlst?«

»Ja.«

»Weißt du, wo Ab ist?«

»Ja. Nein«, sagte Lukas. »Ich kann Ab irgendwo dort draußen fühlen, aber wo dort ist, weiß ich nicht. Doch wir werden ihn finden.«

»Was gibt dir diese Sicherheit?«

»Ab versprach, daß wir ihn finden würden.«

Rafe dachte eine Weile darüber nach, betrachtete die Situation im ungewohnten Licht seiner tieferen Bewußtseinssebene.

»Kannst du mir sagen, Lukas«, dachte er, »ob wir – Gabrielle und ich und die anderen in diesem Flugzeug – dorthin fliegen, wo Ab ist?«

»Nein«, antwortete Lukas prompt. »Ab ist nicht in der Richtung, die ihr habt. Er ist anderswo.«

»Wie kann ich ihn finden?«

»Ich weiß es nicht. Wir werden es wissen.«

»Schon gut, Lukas. Bleib, wo du jetzt bist. Wir werden zurückkommen und dich holen.«

»Ja«, sagte Lukas. »Ich werde warten. Niemand

sonst kann mich finden.«

Sein Bild löste sich auf. Rafe richtete seine Aufmerksamkeit auf das Flugzeug und deren Insassen.

Er konnte jetzt die Anwesenheit der anderen fühlen, wie er Lukas' Anwesenheit gefühlt hatte. Acht Männer waren mit ihnen an Bord, und erstaunlicherweise schienen alle bis auf die zwei Männer in der Pilotenkanzel dem gleichen Druck ausgesetzt, der ihn hilflos auf seinem Sitz festhielt.

Aber war er wirklich hilflos festgenagelt? Er entspannte sich, ließ seinen Körper schlaff zurücksinken. Konnte er seinen Geist dem fremden Druck entziehen, dann mußte es auch gelingen, seinen Körper mit Signalen aus der unteren Bewußtseinssebene zu steuern. Zuerst kam es darauf an, jene innere Ruhe herzustellen, die eine solide Basis abgeben würde, um darauf zu operieren ...

Ungefähr eine Stunde später begann die Maschine niederzugehen, hielt in der Luft und machte den Rest der Landung vertikal. Als sie den Boden berührte, fühlte Rafe die bewußte Kontrolle über seinen Körper wie eine Hand aus einem Handschuh und in einen anderen gleiten – wo er frei war. Er blickte umher. Niemand beachtete ihn.

Versuchsweise setzte er zum Aufstehen vom Sitz an. Seine Muskeln gehorchten mit selbstverständlicher Mühelosigkeit. Der lähmende Druck der unbekanntenen Sendefrequenz konnte ihn nicht mehr wirksam behindern.

Er blieb sitzen und wartete. Die kontrollierenden

Sendeimpulse waren ihm noch immer bewußt, und er fühlte nach einiger Zeit, wie sie ihn zum Aufstehen und Verlassen des Flugzeugs nötigen wollten. Er stand mit den anderen auf, als wäre er wie sie dem Zwang unterworfen. Zusammen verließen sie das Flugzeug.

Draußen schien die Sonne, aber fast augenblicklich drängte sich ein Schatten vor das Licht. Aufblickend sah er, daß es der Schatten einer fast senkrechten Klippe aus rötlichem Sandstein war, unter die der metallene Landestreifen mit dem Flugzeug wie eine Zunge eingezogen wurde. Einen Moment später waren Flugzeug und Passagiere im Innern einer mächtigen Höhle, und eine Tür senkte sich herab und verschloß den Eingang.

Die Höhle war in den Fels gehauen, und von ihr zweigten Gänge und Nebenräume ab, die hell beleuchtet und von einer Höhe und Breite waren, daß sie eher an die Straßen und offenen Plätze einer Stadt gemahnten, als an ein unterirdisches Höhlensystem. Einer der Piloten hielt einen kleinen grünen Kasten von den Abmessungen einer Pfundpackung Butter in der Hand, und er übernahm die Führung. Gabrielle steckte in ihrem Zylinder und folgte dem Mann als erste, ohne ein Wort zu sagen, und Rafe schloß sich ihr an.

Der Pilot brachte sie in ihre Quartiere, zwei kleine Räume mit einem gemeinsamen Badezimmer. Während der Mann Gabrielle in ihren Raum führte, schloß Rafe sich im Bad ein, um sich zu erleichtern.

Dann trat er vor den Spiegel. Das Gesicht, das ihm daraus entgegenstarrte, sah wild aus wie die Wolfsmaske von Lukas. Er fand Haarentferner, Seife und Handtücher und verbrachte die nächste halbe Stunde mit der Restaurierung seiner äußeren Erscheinung.

Er ging in sein Quartier und öffnete den Kleiderschrank mit der Hoffnung, saubere und passende Kleider darin zu finden, aber es war nichts darin. Darauf machte er sich an eine systematische Durchsichtung des Raumes, doch auch sie blieb ergebnislos. Die Einrichtung war eine billige Massenproduktion, wie man sie in jeder beliebigen Absteige finden konnte, und enthielt keinen Anhaltspunkt, an welchem Ort er sich befand und was diese unterirdische Stadt darstellte. Die Tür war abgeschlossen.

Er wanderte hinüber zu Gabrielles Zimmer, klopfte und folgte ihrer Aufforderung zum Eintreten. Sie hatte sich ihres Vehikels entledigt und lag auf ihrem Bett. Zu seiner Überraschung begrüßte sie ihn mit einem zufriedenen Lächeln.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte sie.

»Nicht schlechter als sonst«, sagte er unfroh. »Ich könnte neun Stunden Schlaf gebrauchen, aber wie fühlen Sie sich?«

Sie lächelte wieder, langte hinter sich – und zog den grünen Kasten hervor, den der Pilot getragen hatte. Mit einem zweiten Griff brachte sie ein Stück zusammengelegten, derben Stoff zum Vorschein, der, als sie ihn aufschlug, zwei Reihen kleine Werkzeuge in eingenähten Schlaufen enthielt.

Sie berührte ihr Ohr und zeigte warnend zur Decke. Rafe nickte. Wahrscheinlich war der Raum mit Abhörwanzen gespickt. Aber wie war Gabrielle zu dem grünen Steuerkasten gekommen?

»Der Mann, der uns hierher brachte«, sagte sie wie in beiläufiger Antwort auf seine Frage, »war so freundlich, mir aus meiner Prothese zu helfen und mich aufs Bett zu legen. Anscheinend hatte er mein Gewicht unterschätzt, denn er mußte sich mächtig anstrengen.«

Also hatte sie ihm in die Taschen gegriffen, als er sie auf das Bett gehoben hatte. Während sie sprach, arbeitete sie mit einem kleinen Schraubenzieher. Dann hob sie den Deckel vom Kasten. Das Innere war eine kompakte Masse von Verdrahtungen, Widerständen und Transistoren.

»Es war mir unangenehm, so auf seine Hilfe angewiesen zu sein«, fuhr sie fort, während sie etwas wie eine Ahle nahm und damit zwischen den Drähten herumstocherte, »aber ich hatte mich daran gewöhnt, daß Ab mir half. Wußten Sie, daß ich oft nächtelang mit ihm im Labor arbeitete? Manchmal war ich so müde, daß ich kaum helfen konnte, wenn er mich aus meiner Prothese hob.«

»Ja?« sagte Rafe. Seine Augen waren auf der dichten Masse der Verdrahtungen in dem Kasten. Er fand keinen Sinn in dem wirren Geknäuel, aber Gabrielles Ahle fühlte fachmännisch von Punkt zu Punkt.

Sie legte die Ahle weg und brachte den Deckel wieder an. »Ab litt unter Schuldgefühlen, daß er

mich so arbeiten ließ. Aber er ist im Grunde ein reiner Theoretiker. Ich war immer der Mechaniker für ihn.«

Sie hatte den Deckel angeschraubt, steckte nun die Werkzeuge in ihre Schlaufen und faltete die Werkzeugtasche zusammen, um sie Rafe zu geben. »Natürlich war es nützlich«, fuhr sie fort, »daß in meiner Prothese die meisten Dinge Platz finden, die ich brauche, wenn ich mit ihm arbeite.« Sie zeigte zu ihrem Zylinder, und Rafe schaute hinein. Ein Stück unter dem Rand sah er eine Reihe Stofftaschen mit Druckknopfklappen. Eine Klappe war nicht zugeknöpft. Er hob sie, fand die Tasche leer und schob die Werkzeugtasche hinein. Er wandte sich zu Gabrielle zurück, nahm den grünen Kasten und blickte sie fragend an. Sie zeigte zu einem kleinen Tisch neben der Tür, und er legte den Kasten darauf.

»Es wäre viel einfacher gewesen, wenn ich ohne meine Prothese hätte arbeiten können«, sagte sie. »Ab hoffte immer, er könnte mir den Gebrauch meiner Beine zurückgeben, aber es hatte keinen Zweck. Ohne meine Prothese war ich hilflos. Ich konnte aus eigener Kraft nicht mal einen Schritt tun – geschweige denn durch das ganze Laboratorium gehen, was das erste Ziel war, das er uns gesetzt hatte.«

In ihren letzten Worten war unverkennbar eine Bedeutung verborgen. Rafe blickte zum Bett zurück und schätzte die Entfernung. Gabrielle nickte energisch. Das Tischchen mit dem grünen Kasten war vielleicht acht Schritte von ihr entfernt. Offensicht-

lich wollte sie ihm eine Vorstellung geben, wie weit sie ohne ihre Prothese gehen konnte. Er war verduzt, weil er bisher nichts von dieser Fertigkeit bemerkt hatte, aber er nickte zurück, zum Zeichen, daß er die Botschaft verstanden hatte.

»Sie dürfen sich nicht entmutigen lassen«, sagte er laut. »Versuchen Sie es immer wieder. Es ist bloß eine Sache des Verstehens, wie die Dinge arbeiten.«

»Ich habe schon eine ziemlich gute Vorstellung«, antwortete sie. Ihre Augen blitzten munter. »Aber gehen Sie jetzt lieber; legen Sie sich schlafen. Wer weiß, wann jemand kommen und uns abholen wird. Und dieser Mann, der uns hergebracht hat, kann jederzeit wieder auftauchen.«

»Sie haben recht«, sagte Rafe. »Vielleicht fällt ihm ein, daß er was vergessen hat.« Er lächelte ihr zu, hob seine Hand und ging hinaus.

Er warf sich auf sein Bett und schlief sofort ein. Er hatte unzusammenhängende, normale Träume, aus denen er nach ungewisser Zeit von einer Hand gerissen wurde, die seinen Arm schüttelte. Neben seinem Bett stand ein Unbekannter.

»Stehen Sie auf«, sagte der Mann. »Sie werden erwartet.«

»Wer erwartet mich?« fragte Rafe. Aber der andere trat nur zurück, verschränkte die Arme und antwortete nicht. Er trug einen kleinen grünen Kasten wie jenen, den Gabrielle geöffnet hatte, und als Rafe aufstand, fühlte er, wie die lähmende Ausstrahlung die Kontrolle über sein oberes Bewußtsein übernahm.

Der Mann führte ihn hinaus. Draußen trafen sie einen zweiten Mann, der Gabrielle in ihrem Zylinder eskortierte, und alle vier gingen sie durch einen hell beleuchteten, hallenartigen Korridor, bis sie zu einem großen runden Raum kamen, in dessen Felswand ein riesiges Fenster eingelassen war. Der Ausblick zeigte schroffe Steilwände.

Neben dem Fenster war eine niedrige Estrade mit mehreren Männern. In der Mitte saßen drei dickliche Männer in weißen Dhotis mit gekreuzten Beinen auf flachen Sitzkissen, glattrasiert, mittleren Alters und mit einer ruhigen Heiterkeit in den Gesichtern, die von jahrelanger Selbstbetrachtung und ebenso langem Selbsttraining zeugte. Links von ihnen stand ein großer und massiger Mann von etwa fünfzig Jahren, der einen Straßenanzug mit wattierten Schultern und eine blaugestreifte Weste trug. Auf der anderen Seite der Dhotiträger standen zwei vertraute Gestalten: Peer Wallace, der Mann von der Mondfähre, die Rafe zur Erde gebracht hatte – und Martin Pu-Li persönlich.

Martin musterte Rafe mit finsterer Miene, als Rafe und Gabrielle vor die Estrade geführt wurden. Dort stand ein leerer Stuhl, und Gabrielle wurde aus ihrem Zylinder gezogen und auf den Stuhl gesetzt, worauf ein Mann der Eskorte den Zylinder forttrug. Rafe blieb neben dem Stuhl stehen, und so warteten sie.

»Wenn Sie denken, ich sei froh, Sie hier zu sehen«, sagte Martin zu Rafe, »dann befinden Sie sich im Irrtum.«

Der mittlere dhotigekleidete Mann hob ruhig eine

eckige braune Hand.

»Lassen wir Emotionen beiseite«, sagte er mit sanfter Stimme. »Denn es ist jetzt notwendig, daß wir alle zur Wahrheit gelangen.«

9

»Warum mußten Sie das tun, Rafe?« fragte Martin Pu-Li. »Sie waren gut aufgehoben, fern von allem. Warum mußten Sie sich in Dinge hier auf der Erde einmischen, die Sie nichts angehen?«

Rafe fühlte seine alte Sympathie für den Projektleiter wiederkehren, als er den hochgewachsenen Mann betrachtete.

»Das habe ich Ihnen gesagt, als ich Sie in die Gerätekammer sperrte«, sagte Rafe freundlich. »Sie können Leute wie mich nicht von aller Welt abschließen und erwarten, daß sie nichts tun.«

»War es das?« fragte der mittlere Dhotiträger. »War dies der einzige Grund, warum Sie zur Erde zurückkehrten – Tatendrang?«

»Nein«, sagte Rafe. »Etwas war faul an der ganzen Sache. Das Projekt kam nicht vom Fleck; seit drei Jahren stagnierte es. Trotzdem wurden jedes Jahr Milliarden hineingepumpt. Warum? Wie konnten diese kostspieligen Anstrengungen fortgesetzt werden, ohne daß jemand die sinnlosen Ausgaben kritisierte? Aber es gab niemals Kritik – nicht einmal Fragen. Und das aus gutem Grund.«

Er blickte wieder zu Martin.

»Drei Männer lenkten die Welt nach ihrem eigenen Gutdünken«, sagte er. »Martin, Pao und Fo-rebringer.«

»Nein«, sagte der Dhotiträger. »Nur ein Mann lenkt diese Welt.«

Wieder richtete Rafe seine Augen auf den Sprecher.

»Wer?«

Der Dhotiträger – oder etwas an ihm – machte den Eindruck, als erschauere er.

»Shaitan«, antwortete er.

»Ihr Freund«, fiel Martin mit rauher Stimme ein. »Abner Leesing.«

»O nein!« sagte Gabrielle entrüstet.

»Einige von uns sind geneigt, Ihnen beizupflichten, Miß Leesing«, sagte der Sprecher. »Oder, besser ausgedrückt, wir sind noch nicht überzeugt.«

»Ich bin es«, erklärte der Mann im Straßenanzug mit heiserer Stimme. »Leesing ist der Mann. Und diese zwei wissen es. Bringen wir sie zum Sprechen.«

Die rauhe Härte seines Tons war wie eine Feile auf Rafes Nerven. Er starrte den fleischigen Mann an, aber hinter den Augen des anderen war nichts – keine Vernunft, kein Verstehen; nur Selbstinteresse.

»Fürchten Sie was, guter Mann?« fragte Rafe.

»Ja, etwas macht mir Angst«, sagte der andere mit rauher Härte. Er blickte zum mittleren Dhotiträger. »Jede Minute, die wir sie hierbehalten, gehen wir ein Risiko ein. Warum sie also festhalten und nichts tun?«

»Wir sind im Begriff, sie weiterzuleiten«, antwortete der Dhotiträger. »Am Eingang wartet eine fünf-sitzige Maschine. Aber wir haben noch etwas Zeit, vielleicht eine halbe Stunde. Das ist nicht genug, um von Leuten wie diesen Informationen zu erzwingen, doch vielleicht genug, sie zu überzeugen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Mr. Harald, haben Sie irgendeine Vorstellung, wer wir sind?«

»Ich glaube, Sie sind alle Teil der Organisation, die diese Welt lenkt, die bereits halb tot ist und mit jedem Tag ein wenig mehr stirbt«, sagte Rafe. »Sie sind ein Teil der Organisation, aber Sie kennen sie nicht viel besser als ich selbst. Offenbar wissen Sie nicht einmal, wer sie leitet.«

»Der Alte Mann leitet sie«, sagte der mittlere Dhotiträger.

»Nein«, sagte Martin Pu-Li. »Er ist ein Phantasiegebilde, eine Vogelscheuche, dieser Alte Mann vom Berg, dieser Shaitan. Rafe, hören sie mich an ...«

Rafe wandte sich ihm zu.

»Ich will nicht sagen, daß Sie mit dem, was Sie gedacht haben, völlig schief liegen«, sagte Martin. »Der bloße Zufall, daß Pao, Bill Forebringer und ich so zusammengeworfen wurden, bringt uns in eine Position von Verantwortlichkeit, die wir nie angestrebt haben. Beinahe regierten wir die Welt – vielleicht hätten wir es tun können. Aber jemand – oder irgendeine Gruppe – ist uns zuvorgekommen.«

»Und die Stunden des Tageslichts sind alles, was Ihnen geblieben ist«, sagte Rafe.

»Wir taten unser Bestes«, sagte Martin. »Wir versuchten die Nachtleute zu organisieren, diejenigen, die den Ausstrahlungen drahtloser Energie widerstehen konnten. Für eine Weile hatten wir Erfolg.«

»Sie haben jeden genommen, den Sie kriegen konnten«, sagte Rafe und blickte wieder den fleischigen Mann an, der mit einer ärgerlichen Handbewegung reagierte.

»Wollen Sie Streit anfangen?« sagte er zu Rafe.

»Ich erinnere mich bloß«, sagte Rafe. »Ich habe einige Male Ihr Bild in den Zeitungen gesehen. Sie waren ein Agent im illegalen Opiumhandel, nicht wahr?«

»Allmählich gehen Sie mir auf die Nerven«, sagte der andere.

»Und so gerieten Sie in Schwierigkeiten«, fuhr Rafe, wieder zu Martin gewandt, fort. »Sie nahmen jeden, den Sie kriegen konnten, jeden, der irgendwie nützlich sein konnte – die Unterweltypen, die das kriminelle Element unter den Schlafwandlern kontrollieren konnten, die Leute, die durch eigene Abnormität resistent waren, die Jogaschüler und die Adepten anderer Wissenschaften, die eine Kontrolle über ihre Gehirnströme erlangt hatten. Und weil Sie alle und jeden nahmen, entglitt Ihnen die Organisation.«

»Sie verstehen nicht«, sagte Martin.

»Das ist richtig, Mr. Harald«, sagte der Dhotiträger. »Es handelte sich nicht um rebellierende Mitglieder, die die Organisation der Nacht lähmten oder

beeinträchtigten – ganz und gar nicht. Es war die Entdeckung, daß von Anfang an ein Mächtigerer als wir da war, der die Fäden in den Händen hielt.«

»Leesing«, sagte Martin Pu-Li.

»Jemand«, sagte der Dhotiträger, »kontrolliert uns alle. Jemand oder etwas. Er oder es ist Herr der Welt, Mr. Harald – der wahre Herr der Welt. Er kann sogar bei Tag operieren, wenn es sein muß, trotz Mr. Pulis und Willet Forebringers und Pao Gallots Bemühungen.«

»Jedenfalls«, sagte Rafe, »hat er Sie alle zu Gläubigen gemacht.«

»Sie werden auch noch an ihn glauben, Mr. Harald – bald.«

Rafe schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er lächelnd. »Ich habe mich selbst zu lange trainiert. Die Vorstellung von einem Mann, der besser ist als ich, existiert in meinem Universum nicht.«

Der Dhotiträger betrachtete ihn lange, bevor er seinen Blick auf Martin richtete.

»Ist es das, wofür wir dieses Risiko auf uns genommen haben?« fragte er Martin. »Ein Egozentriker! Glaubt er wirklich, daß er so fähig und tüchtig sei?«

Martin nickte. »Er glaubt es. Er ist es«, antwortete er verdrießlich. »Wenn es ein besseres Gehirn in einem besseren Körper gäbe, dann wäre es dem Projekt während der zehnjährigen Suche wahrscheinlich gelungen, es zu finden. Er sollte der Kommandant unseres ersten Sternenschiffs sein.«

»Nun gut«, sagte der Sprecher. »Sie sagen, eine Vorstellung wie diese gebe es nicht in Ihrem Universum. Ein Shaitan-Konzept war auch in unserem Universum nicht vorgesehen. Menschen wie ich, die eine innere Weisheit suchen, sind nicht dazu gemacht, einen Krieg zu führen. Ereignisse haben uns in diese Situation hineingestoßen. Die nächtlichen Energieaussendungen ließen uns unter jenen anderen zurück, die wie wir in einer schlafenden Welt wachen. Wir mußten uns den Dingen stellen.«

»Und nun sind Sie bereit, die Vorstellung des Alten Mannes vom Berg zu akzeptieren?« fragte Rafe. »Sie sind bereit, an jemand zu glauben, der übernatürliche Kräfte und Autorität besitzt?«

»Nicht übernatürlich«, sagte der andere sanft. »Keine Kraft ist übernatürlich, sobald sie verstanden wird, und wir verstehen solche Kräfte besser als die meisten Menschen.«

»Verstehen Sie auch, wie sie für persönliche, eigennützige Ziele gebraucht werden könnten.«

»Nein.« Der andere starrte mit glänzenden braunen Augen Rafe an. »Das verstehen wir nicht. Und Sie?«

»Ich verstehe, wie ein negativer Geist klüger und stärker werden könnte – vorausgesetzt, er hat genug Zeit«, sagte Rafe, und ohne daß er es eigentlich wollte, erschien das Traumbild der unterirdischen Kavernen auf der Bühne seines Geistes, angefüllt mit leeren und fortgeworfenen Dingen, wo das papierene raschelnde Monstrum hauste.

Es gab ein leises Geräusch, das nicht wirklich ein Geräusch war. Plötzlich schien der Raum sich ein wenig zu verdunkeln – nicht als ob das Licht schwächer geworden wäre, sondern als ob die Luft sich verdichtet hätte und so den Durchgang des Lichtes behinderte.

Im gleichen Moment überkam ihn wieder jene zwanghafte Lähmung, die ihn auf dem Flug zu diesem Ort gefangengehalten hatte. Er unternahm die geistige Anstrengung, sich ihrem Griff zu entziehen, und blickte um sich. Auf einmal war es schwierig geworden, etwas zu sehen, als ob die verdichtete Luft vor Hitze flimmerte und alles verzerrte. Die drei Dhotiträger hatten sich weder bewegt noch ihre Mienen verändert; Sie saßen wie Buddhastatuen aus hellbraunem Holz. Der lähmende, beruhigende Effekt verschwand so plötzlich wie er gekommen war. Der massige Kerl in seinem Straßenanzug stand mit offenem Mund und zitterte.

»The-bom-om-om ...« Das Geräusch seines Wimmerns dauerte fort; er schien keine Kontrolle über seine eigene Stimme zu haben. »Shan-shan-kar-ar-ar ...«

Etwas Schwarzes kam schnell zwischen sie – die Scherenschnittgestalten, belebte Silhouetten zweidimensionaler Männer, die Knüppel schwangen. Rafe fuhr herum und zog Gabrielle von ihrem Stuhl hoch. Er blickte umher, aber ihr Vehikel war nirgends zu sehen. Er faßte sie unter und eilte zur Tür. Sie strauchelte und wäre mehrmals gefallen, hätte er sie nicht

gehalten, aber zwischendurch konnte sie mit überraschender Schnelligkeit gehen. Als sie den Ausgang fast erreicht hatten, lief ihnen Martin Pu-Li in den Weg, verfolgt von einer schwarzen Gestalt, die eine Sekunde zuvor noch unsichtbar gewesen war.

Rafe sprang in die Luft und stieß mit dem rechten Fuß nach der Gestalt. Sie zerknitterte und verschwand. Rafe packte den benommenen Martin am Ellbogen und stieß ihn im Weiterrennen vor sich her und aus dem Raum.

Gabrielle duckte sich plötzlich unter einem schwarzen Schatten, der aus der Luft auf sie herabzustößen schien, und wieder räumte Rafe mit einem Fußstoß den Weg frei. Er fühlte den Anprall im ganzen Bein, und dann war der weite Korridor vor ihnen, leer. Sie hasteten unbeholfen weiter.

Sie kamen an drei weiteren schwarzen Silhouetten vorbei, aber diese waren damit beschäftigt, andere Bewohner dieser Gebirgsfestung niederzuschlagen oder abzustechen. Die Luft blieb wallend und unnatürlich – dick und schwer zu atmen. Sie flüchteten weiter und kamen in die Eingangshalle. Das Tor war jetzt hochgezogen, und draußen auf der offenen Fläche standen mehrere Flugzeuge des Typs, der sie gebracht hatte, außerdem ein halbes Dutzend sargähnliche Maschinen mit transparenten Seiten, in denen aufgereichte Körper von Männern zu sehen waren, alle offenbar in einer Trance. Bis auf zuckende Gesichtsmuskeln und Veränderungen ihrer Mienen bewegten sie sich nicht, als Rafe und die anderen

vorbeirannten, aber aus den offenen Eingängen jeder dieser Maschinen war schweres, grunzendes Atmen und Stöhnen zu hören, wie von Menschen, die in einem Alptraum gefangen sind.

»Eine fünfsitzige Maschine, sagte er«, keuchte Rafe atemlos. »Muß die dort sein – da drüben – schnell!«

Er stieß sie vor sich her, als zwei schwarze Silhouetten mit Messern auf sie zustürzten. Rafe nahm die erste an, brach ihr das Handgelenk und schleuderte sie zur Seite – und fand die zweite auf sich, bevor er fertig war, sie in Empfang zu nehmen. Er schlug mit der Handkante zu, sah die zweite Silhouette zusammenklappen und lief weiter zur Maschine.

Plötzlich wurden seine Knie seltsam schwach. Er sah Martin aus dem Flugzeug springen und zu ihm kommen, und dann wurde es dunkel um ihn ...

Er erwachte mit dem gleichmäßigen Summen des Flugzeugs. Er hatte ein beengtes Gefühl um die Brust, und als er an sich herabblickte, sah er einen weißen Verband um seinen Brustkasten. Zugleich registrierte er einen tiefen, brennenden Schmerz in seiner rechten Brustseite, bei den kurzen Rippen.

Gabrielles Gesicht erschien vor ihm.

»Liegen Sie still«, sagte sie. »Sie hatten ein Messer in der Brust stecken, als Sie an Bord wollten.«

Eine ärgerliche Regung kam über ihn. »Ich brauchte zu lange, um den ersten zu erledigen«, murmelte er. »Wo ist Martin?«

»Er steuert die Maschine. Bleiben Sie liegen!« sagte sie. »Wir wissen nicht, wie schwer Ihre Verlet-

zung ist. Martin wird uns zu einem Arzt bringen.«

»Nein, warten Sie!« sagte er. »Lassen Sie mich etwas probieren ...«

Er schloß seine Augen und versuchte seine Gedanken wieder auf die untere Bewußtseinsebene zu bringen. Es war schwierig, weil die Erregung noch in ihm nachklang, doch er mühte sich beharrlich, und dann hatte er es plötzlich.

Wenn der Körper verletzt ist, dachte er, sollte ich genau fühlen können, wo und wie. Sein neues Denken untersuchte die Schaltstellen seiner Nerven, erforschte fühlend die Impulse der Nervenbahnen.

»Es ist gut«, sagte er nach einer Weile und öffnete die Augen. »Kein ernster Schaden. Keine Knochen, Sehnen oder größeren Adern verletzt. Ich frage mich, warum ich so zusammenklappte?«

»Die meisten Leute«, sagte Gabrielle zornig, »würden sich nicht wundern, wenn sie mit einem Messer in der Brust zusammenklappten!«

Martin steckte seinen Kopf in die kleine Passagierkabine und spähte besorgt zu Rafe. »Wie steht es?« fragte er.

»Es ist nicht weiter schlimm«, sagte Rafe. »Helfen Sie mir nach vorn in den Pilotensitz.«

»Sie bleiben da liegen!«

»Nein. Ich kann aufstehen, und ich werde es tun.« Rafe richtete sich auf und saß. Die Anstrengung trieb ihm Schweiß aus den Poren.

»Passen Sie auf! Sie werden wieder anfangen zu bluten ...«

»Nein«, sagte Rafe. »Und die Wunde wird schneller heilen als irgendeine andere in der Geschichte der Medizin. Helfen Sie mir nach vorn, Martin – oder muß ich auf allen vieren hinkriechen?«

Martin öffnete den Mund und schloß ihn. Er kam näher, schob einen Arm unter Rafes Schultern und half ihm auf die Füße, steuerte ihn dann nach vorn zu einem der beiden Pilotensitze.

»Danke«, murmelte Rafe und überblickte die Instrumente. Dann hielt er Martins rechte Hand zurück, als sie den Autopiloten bedienen wollte.

»Vorsicht«, sagte er. »Ich mag verletzt sein, aber ich kann immer noch Ihre Finger brechen, Martin. Lassen Sie jetzt los.«

Martin ließ seine Hand sinken.

»Danke«, sagte Rafe. Er drückte den Rückspielknopf des Autopiloten und verlangte das Ziel, das programmiert gewesen war, bevor Martin angefangen hatte, ein neues zu programmieren. Die bereits auf dem kleinen Kontrollschirm sichtbare Zielkarte verschwand, und an ihrer Stelle sah er eine Karte von England, mit einem Punkt etwa siebzig Kilometer nordöstlich von London. »Ah«, sagte er. »Das ist der Ort, wo wir hingebacht werden sollten?«

»Es ist nur eine allgemeine Ortsbestimmung«, sagte Martin unglücklich. »Wenn die Maschine in die Nähe kommt, übernimmt die Landekontrolle.« Er seufzte. »Ich schwöre Ihnen, niemand dort, wo wir waren, weiß, wer an diesem Punkt wartet. Hätten wir es gewußt, so wäre es wahrscheinlich nicht nötig

gewesen, Sie und Miß Leesing zu befragen.«

Rafe schaute verdutzt auf. »Wenn das so ist, warum wollten Sie uns dann hinschicken?«

»Wir hatten keine Wahl«, sagte Martin. »Ich sagte Ihnen, jemand oder etwas hat die Dinge hier auf Erden in die Hand genommen.«

»Dann rechneten Sie damit, daß Shaitan oder Thebom Shankar oder wer immer er ist, dort auf uns warten würde? Das führte zu der interessanten Frage, warum er diese Schatten aussandte, um uns alle umzubringen?«

Martins langes Gesicht schnitt eine hilflose Grimasse. »Ich weiß die Antwort so wenig wie Sie!« sagte er. »Vielleicht war er es nicht. Ich glaube nicht, daß er – wenn es nur eine Person ist – genau an diesem Punkt auf der Karte sein wird. Das wäre zu einfach. Und ich glaube, wir sollten getötet werden, weil jemand merkte, daß wir Informationen von Ihnen wollten, bevor wir Sie zu ihm weiterleiteten. Aber das sind nur meine Vermutungen. Ich weiß es nicht.«

»In ein paar Tagen, wenn es mir bessergeht, werden wir es herausbringen«, sagte Rafe.

»Wohin fliegen wir?« fragte Gabrielle.

»Zurück nach Nipigon, wo wir uns mit Lukas verbergen werden«, antwortete Rafe und zog die Maschine langsam auf Südostkurs, bis sie die Nachmittagssonne im Rücken hatten.

»Lukas?« rief Rafe. »Lukas?« Er streckte die Fühler seiner zweiten Bewußtseinssebene aus und fand den Wolf. Lukas leitete ihn zu den Wäldern des nördlichen Ontario, wo er am Ufer eines waldumstandenen Sees wartete. Die Gegend sah so einsam und unberührt aus, als sei sie selbst den Schwarzfußindianern, den Creeks und den Pelzjägern des neunzehnten Jahrhunderts entgangen. Die Maschine ging nieder und landete auf einer kleinen Lichtung nahe beim Ufer. Bis auf das schwache Licht der Sterne war es völlig dunkel, denn die Sonne war hier längst untergegangen, und der Mond noch nicht erschienen. Rafe sackte müde in sich zusammen.

»Kommen Sie«, sagte Gabrielle. »Sie können nicht draußen schlafen. Martin und ich haben hinten in der Kabine ein Lager für Sie gemacht. Sie müssen sich hinlegen.«

»Nicht nötig«, sagte Rafe, aber die Worte waren ein erschöpftes Gemurmel, und er wehrte sich nicht, als sie seinen Arm nahm und ihn mit sich zog. »Es ist gar nichts. Ich fühle mich nur müde. Und ich glaube, ich kann mich sehr schnell heilen ...«

Er legte sich auf das behelfsmäßige Bett und zog eine Decke über sich, die nach Mottenpulver roch.

»Also schön«, murmelte er. »Aber morgen früh werde ich auf den Beinen sein und herumlaufen, ob es Ihnen gefällt oder nicht.«

Aber er hatte sich überschätzt.

Später wachte er fiebernd und mit Schmerzen auf, und als er von neuem eindämmerte, wurde er von Alpträumen und Halluzinationen heimgesucht. Wieder durchwanderte er die endlosen Kavernen, wo die hohlen und nutzlosen Dinge lebten und das papierene Ungeheuer regierte. Er war auch anderswo, an Orten der realen Welt, die er erinnerte. Aber überall, wo seine Fieberträume ihn hinführten, gab es Kämpfe und Schmerzen, Flucht und neue Schwierigkeiten.

Als er endlich in die reale Welt zurückkehrte, fühlte er sich schwach und ausgelaugt. Er war sich seiner Sterblichkeit bewußt, die wie eine tickende Uhr in ihm war und eines Tages ablaufen mußte, und die Schwäche seines Körpers lag wie ein Fluch auf ihm. Aber er war noch nicht bereit, zu sterben ...

»Wie lange?« fragte er matt.

»Fünf Tage«, antwortete Gabrielle.

Er schüttelte schwächlich den Kopf.

»Aber Ihre Heilung macht phantastische Fortschritte«, sagte sie, um ihn zu ermutigen. Draußen war ein schöner kanadischer Sommertag. Eine nach Wasser und Fichtenharz duftende Brise wehte von See in die offene Tür des Flugzeugs.

Rafe lächelte. »Im Körper«, sagte er.

»Sie fühlen sich nur deprimiert, weil Sie schwach sind«, sagte Gabrielle. Martin und Lukas, die auch an sein Krankenlager gekommen waren, blieben stumm.

»Nein«, murmelte Rafe. »Ich bin zurechtgestutzt worden. Die alte Sterblichkeit. Wissen Sie, es gab eine Zeit, da ich wirklich glaubte, ich könne nicht

getötet werden. Jetzt wurde ich eines anderen belehrt. Sagte ich etwas, als ich ohne Besinnung war?«

»Sie kämpften die meiste Zeit gegen irgend etwas«, sagte Gabrielle. »Und Sie redeten ziemlich wirres Zeug. ›Götter fühlen keinen Schmerz‹ sagten Sie, und ›Götter sterben nicht‹ und ähnliche Sachen.« Sie beobachtete ihn aufmerksam, dann legte sie ihre Hand auf seine Stirn.

»Kein Fieber. Wie fühlen Sie sich?«

»Ich habe das Größte hinter mir, glaube ich«, sagte er, »aber gut fühle ich mich nicht. Mir ist, als hätte ich einen Tritt in den Magen gekriegt Ich werde meines Menschseins und seiner Grenzen erinnert. Ich bin nur ein Mensch – wir alle sind nur Menschen, aber wir müssen gegen Götter kämpfen. So war es immer; darum brauchen wir neue Generationen, um diejenigen zu ersetzen, die von den Göttern aufgefressen werden. Eines Tages, wenn wir stark genug sind, werden wir nicht so früh sterben müssen.«

Martin räusperte sich. »Er ist immer noch ein bißchen wirr im Kopf, Gabrielle.«

»Mein Kopf ist jetzt ganz klar«, erwiderte Rafe. »Es ist nur, daß ich inzwischen gelernt habe, an Thebom Shankar zu glauben, oder an den Alten Mann vom Berg oder wie Sie ihn nennen wollen. Das ist alles. Aber er ist nicht Abner Leasing, Martin.«

»Das können Sie nicht mit Sicherheit behaupten«, sagte Martin.

Rafe ächzte. »Helfen Sie mir ins Freie. Ich brauche Sonne und Luft. Solange ich hier liege, bin ich

wie in einem Kokon von Krankheit.«

Martin hob ihn von seinem Lager, und zu zweit halfen sie Rafe zum Eingang hinaus. Gabrielle ging jetzt so leicht, als sei sie nie gelähmt gewesen. Rafe stand, gestützt von Martin, und atmete langsam und tief die frische Luft, genoß die kühle Brise auf seiner Haut. Nahe am Ufer brannte ein kleines, fast rauchloses Feuer aus weißer Holzasche, und über der Glut steckten vier etwa handlange Fische auf frischen Zweigen. Unter den Bäumen des Waldrands standen zwei behelfsmäßige Zelte aus Decken.

Rafe blickte umher. »Ich bin hungrig«, sagte er lächelnd, aber Gabrielle zeigte sich bestürzt.

»Außer den paar Fischen haben wir nur harten Zwieback und Wasser«, sagte sie. »Ich kann Ihnen Kaffee oder Tee machen.«

Er starrte sie an.

»Ist das alles, was Sie seit fünf Tagen essen?« fragte er, aber er wußte, daß die Frage überflüssig war. In seinen Fieberträumen hatte er keine Mahlzeit vermißt. Aber wenn er jetzt einen gesunden Appetit verspürte, dann mußten Gabrielle und Martin ausgehungert sein. Er blickte zu Lukas, der auf den Hinterkeulen saß und ihn anähnte.

»Was ist los, Lukas?« fragte er. »Konntest du ihnen nicht ein Kaninchen oder eine Wildgans fangen?«

»In der Nähe ist kein Wild«, sagte Lukas. »Ich wollte Gabrielle nicht verlassen.«

»Natürlich«, sagte Rafe, ärgerlich über sich selbst.

Jagen bedeutete in diesen Wäldern das Zurücklegen weiter Strecken. Ein wilder Wolf mußte bei der ständigen Suche nach Nahrung täglich viele Kilometer zurücklegen, nur um sich selbst zu erhalten.

»Lukas hatte nicht mal Zwieback«, sagte Gabrielle. »Ich wollte ihm etwas geben, aber er nahm es nicht an.«

»Ich weiß«, sagte Rafe. »Ich überlegte nicht, das war alles.«

Sie setzten ihn zum Feuer und legten eine Decke um seine Schultern, und er saß da und benagte den wohlschmeckenden, aber zu kleinen Fisch und kaute Zwieback und sah, wie die anderen gierig aßen, wobei sie nicht einmal vor den Fischköpfen haltmachten.

»Gestern hatten wir nur einen Fisch«, sagte Martin. »Vorgestern zwei. Dies ist beinahe ein Festmahl.«

Nach dem Essen stand Martin auf, leerte eine Blechtasse mit Kaffee und machte sich dann auf die Suche nach Regenwürmern für seine Angelhaken.

»Fünf Tage«, sagte Rafe kopfschüttelnd. »Das ist eine lange Zeit. Man wird Martin längst vermissen. Wollte er nicht fort von hier?«

»Er hat nichts gesagt«, antwortete sie. »Ich glaube, er hat über einige Dinge seine Meinung geändert. Was hat Sie bewogen, Ihre Meinung zu ändern – über Thebom Shankar?«

»Meine Halluzinationen, glaube ich«, sagte er lächelnd. »Wer immer hinter diesen Vorgängen steht,

er ist wirklich, und seine Werkzeuge sind ziemlich fundamental. Sonst wäre er nicht zu mir durchgekommen, hätte mich nicht so aufwühlen können, wie er es getan hat.«

Sie hob ihre Kaffeetasse an die Lippen, und ihr braunes Haar fiel locker über ihr Gesicht. Sie trank, dann schob sie die Strähnen zurück und betrachtete ihn.

»Sie sind nicht so leicht aufzuwühlen, wie?«

»Nein«, sagte er. »Und aus gutem Grund. Ich war mein ganzes Leben ein Gewinner. So etwas gibt einem eine Menge Selbstvertrauen. Man läßt sich von dem Ungewöhnlichen nicht so leicht aus der Fassung bringen.«

»Wo sind Sie aufgewachsen?« fragte sie.

»Überall. Mein Vater war Architekt – Sven Harald. Vielleicht haben Sie den Namen mal gelesen.«

Sie runzelte die Stirn. »O ja«, sagte sie nach kurzer Pause. »Hat er nicht den Versicherungskomplex in Tokio gebaut?«

»Und andere Sachen«, sagte Rafe. »Auf der ganzen Welt. Meine Mutter und ich zogen mit ihm. Ich war jedes Jahr in einer anderen Schule, und meistens in einem anderen Land. So etwas kann ein Kind ruinieren. Aber ich gedieh dabei. Der dauernde Zwang zu Umstellungen schärfte meine Auffassungsgabe und mein Reaktionsvermögen.«

»Vielleicht«, murmelte sie. »Ab sagte, Sie seien unglaublich schnell in allem. Geistesgegenwärtig. Aber ich dachte, man könnte sehen, daß Sie schneller

handeln und reagieren als andere Leute. Das scheinen Sie nicht zu tun. Man sieht nur, daß Sie gewinnen.«

»So ist es«, sagte er. »Das ist, wie es funktioniert.«

»Aber Sie sagen, Thebom Shankar oder wer er sein mag, käme zu Ihnen durch?«

»Ja. Ich will damit sagen, daß er es fertiggebracht hat, mich zu verunsichern. Alle diese seltsamen Dinge müssen einen inneren Zusammenhang haben, weil sie unseres Wissens vor dem Aufkommen der drahtlosen Energie nicht existierten. Wenn sie zusammenhängen, dann muß ein Plan dahinterstehen, ein Wille und ein Ziel. Und es könnte sein, daß wir es mit jemand zu tun haben, der auch nicht die Gewohnheit hat, zu verlieren.«

»Ein Gewinner wie Sie, hm?«

»Vielleicht noch schlimmer«, sagte er nachdenklich. »Vielleicht ist es eine ganze Gruppe von Leuten meines Typs. Obwohl es schwer zu glauben ist – selbst wenn es nur einer wäre.«

»Warum?« fragte Martin und als Rafe den Kopf wandte, sah er den anderen nahebei am Ufer stehen und eine Angelrute zurechtschneiden.

»Weil es hier eine Polarisierung gibt«, sagte Rafe langsam. »Sagen wir, meine Orientierung sei positiv; das heißt, ich habe die meiste Zeit meines Lebens mitgeholfen, den Karren weiterzuziehen. Das Projekt und mein Anteil daran, zum Beispiel. Wäre ein anderer wie ich da, mit positiver Orientierung, dann würden wir von ihm wissen, denn er würde es genauso

gemacht haben wie ich. Daß wir unseren Gegenspieler nicht kennen und nichts über ihn wissen, deutet folglich darauf hin, daß seine Orientierung negativ ist – dem normalen Antrieb der Rasse entgegengesetzt.«

»Sie meinen, er müsse böse sein«, sagte Gabrielle.

Er blickte sie an und zuckte die Achseln.

»Gut und böse sind Etiketten, die auf nichts passen«, sagte er. Die Sache ist einfach die, wir sind gegensätzlich. Ich dachte nie, daß es jemanden wie ihn geben könnte. Selbst jetzt fällt es mir schwer, daran zu glauben. Vielleicht hat er seinerseits nie vermutet, daß jemand wie ich existieren könnte, und nun fällt es ihm genauso schwer, daran zu glauben.«

»Daß Sie am Projekt mitarbeiteten, war allgemein bekannt«, sagte Martin.

»Aber war allgemein bekannt, was ich bin?« sagte Rafe. »Niemand wußte das. Entschuldigen Sie, aber auch jetzt weiß es niemand, nicht einmal Sie. Der einzige Mensch, der wirklich verstehen könnte, was ich bin, müßte wie ich sein.«

Martin ließ seine Angel sinken und betrachtete ihn einen langen Augenblick.

»Die Welt«, sagte er endlich, »ist voll von Männern und Frauen, die sich vor dem Alten Mann vom Berg fürchten. Vor Ihnen fürchtet sich niemand, Rafe. Tut mir leid, aber ich glaube nicht, daß Sie der Übermensch sind, für den Sie sich halten.«

»Nein, ich glaube an Rafe«, widersprach Gabrielle. »Ich weiß, daß es in der Welt Böses gibt. Wenn Thebom Shankar der Mittelpunkt davon ist, dann

muß es einen Mittelpunkt des Guten geben, der dem gegenübersteht. Und Rafe ist die einzige Person, die ich kenne, die das sein könnte.«

Martin beobachtete sie mit einem Ausdruck, in dem sich Verwunderung und Mißbilligung mischten.

»Sie reden ständig über das Gute und das Böse, als ob Sie noch bei den Kirchenvätern in die Schule gegangen wären«, sagte er. »Indem Sie diese Art von Schwarzweißmalerei betreiben, laufen Sie Gefahr, in den finstersten Aberglauben zurückzufallen. Nichts wird mich je überzeugen können, daß hinter dieser ganzen Geschichte etwas Übernatürliches verborgen ist.« Er wandte sich an Rafe. »Glauben Sie etwa dergleichen?«

»Nein. Nicht in so simpler Form«, sagte Rafe. »Aber wissen Sie, man kann von zwei wesentlichen Impulsen sprechen, die das menschliche Handeln beeinflussen. Der eine drängt das Individuum, mit seiner Gesellschaft und seinen Mitmenschen zu gehen, der andere drängt es, sich gegen sie aufzulehnen und seinen eigenen Weg zu gehen. Natürlich kann man nicht behaupten, das erste sei gut und das zweite böse; es könnte auch umgekehrt sein, weil es eben auf die Bedingungen ankommt, die in jedem Fall verschieden sind. Aber wenn wir diese Impulse auf theoretische Prinzipien reduzieren, dann könnten wir den ersteren *gut* und den letzteren *böse* nennen, wenn wir so wollten.«

»Sehen Sie«, sagte Martin zu Gabrielle. »›Gut‹ und ›böse‹ sind bloß bequeme Worte, mit denen man

sich das Nachdenken erspart. Und darin liegt ihre Gefahr.«

»So hatte ich das nicht gemeint«, sagte Rafe. Martin blickte ihn scharf an.

»Wir mögen es mit etwas zu tun haben, das früher nicht möglich war, weil wir das nötige technologische Niveau noch nicht erreicht hatten«, sagte Rafe. »Vielleicht ist unsere Technologie gerade jetzt in eine Phase eingetreten, wo die reinen Impulse des Guten mit den reinen Impulsen des Bösen zusammenprallen können.«

»Meine Güte!« ächzte Martin und ließ verdrießlich seine Angelgerte fallen. »Jetzt fangen Sie auch noch damit an! Es gibt nichts dergleichen! Kein menschliches Wesen ist entweder nur gut oder nur böse ...

»Es gibt Menschen, die bereit sind, die Rollen zu spielen«, sagte Rafe. »Es hat immer Leute gegeben, die Heilige sein wollten. Und es gab immer welche, die bereit waren, es mit schwarzer Magie zu versuchen oder sich Satan zu verschreiben.«

»Geistig Verkrüppelte und Verbitterte, ja – die letzteren, meine ich. Aber sie hatten niemals nennenswerten Einfluß auf ihre Umwelt«, sagte Martin.

»Haben Sie jemals von Aleister Crowley gehört, der sogenannten Großen Bestie?« fragte Gabrielle.

Martin dachte nach. »Crowley ... ah, Sie meinen den, der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebte, Kröten kreuzigte und sich den ›Bösesten Menschen der Welt‹ nannte?« sagte er. »Der Mann litt einfach an krankhafter Geltungssucht, sehen Sie das nicht?

Ein Fall für den Psychiater, weiter nichts. Er starb als Drogensüchtiger, nicht wahr?«

»Aber solange er lebte, beeinflusste er eine Anzahl von Menschen in seiner Umgebung«, erwiderte Gabrielle. »Und er war nicht einzigartig. Ich erinnere mich, daß Ab einmal sagte: ›Irgendwo auf der Welt gibt es immer einen Crowley‹.«

Martin machte eine wegwerfende Handbewegung. »Gewiß. Ich möchte sogar vermuten, daß es zu jeder gegebenen Zeit Hunderte von solchen Spinnern gibt. Aber diese Leute sind Kranke, arme Teufel, denen man helfen sollte. Jedenfalls eignen sie sich nicht als Beweise für die Existenz des absolut Bösen ...«

»Wann hat Ab diesen Ausspruch getan?« unterbrach Rafe.

»Wann?« Sie schaute verwirrt drein. »Ich kann mich nicht genau erinnern. Vor ein paar Monaten. Ich weiß nicht, wie er darauf kam. Wir waren im Labor ... Moment!«

Sie erbleichte plötzlich. »Er hatte gerade telefoniert – mit wem, weiß ich nicht Sie erinnern sich, daß ich Ihnen erzählte, wie er eines Abends zugab, mit dem Alten Mann telefoniert zu haben? Könnte es sein ...«

»Was?« unterbrach Martin. »Ihr Bruder gab zu, er habe mit Shankar telefoniert?«

»Er sagte nicht Shankar, er sagte nur ja, als Gabrielle ihn im Scherz fragte, ob er vielleicht mit dem Alten Mann gesprochen habe«, antwortet Rafe. »Lassen Sie sich nicht von Ihrer Phantasie davontra-

gen, Martin. Im übrigen bin Ihrer Meinung, was diesen Crowley angeht. Aber was wir hier vor uns haben, ist kein Crowley. Es ist etwas viel Größeres.«

»Aber warum hat Ab so etwas gesagt?« grübelte Gabrielle.

»Das werden wir in Erfahrung bringen müssen. Einstweilen brauchen wir uns deswegen keine Sorgen zu machen.«

»Einstweilen?« echote Martin.

»In den nächsten paar Tagen«, sagte Rafe. »Bis ich wiederhergestellt sein werde. Dann werden wir Sie absetzen, wo Sie wollen, Martin. Aber Gabrielle, ich und Lukas werden zu diesem Zielort bei London weiterfliegen, wohin wir verfrachtet werden sollten. Ich möchte gern wissen, wer dort auf uns wartet«

11

Martin schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Ich gehe lieber mit Ihnen.«

Es war drei Tage später, und ihre Maschine jagte dreißig Meter über den Wellenkämmen des Nordatlantiks südostwärts. Rafe hatte einen Umweg bis hinauf zum Polarkreis gemacht, um den normalen Flugrouten auszuweichen, und er hielt das Flugzeug fast auf Seehöhe, um die Radarkontrollen zu unterfliegen. Die Sonne war eben im Untergang begriffen, und sie standen weniger als zwanzig Flugminuten von den Hebriden und dem Nordkanal zur Irischen See.

»Sie werden nicht viel davon haben«, sagte Gab-

rielle. »Die Sender werden bald ihren Betrieb aufnehmen und Sie zum Schlafen verurteilen. Was dann kommt – unsere Landung und die nächsten Ereignisse –, werden Sie verschlafen. Und wenn sie uns wieder fangen, werden Sie mit von der Partie sein, ohne eine Möglichkeit, sich selbst zu helfen.«

»Ich weiß«, sagte Martin. »Aber ich bleibe jetzt bei Ihnen. Ich möchte diese Sache endlich geregelt sehen, so oder so – egal, was passiert.«

»Mir ist es recht«, sagte Rafe vom Pilotensitz.

Die langsam sinkende Julisonne dieser nördlichen Breiten malte noch immer eine orangefarbene Linie auf den Horizont, als sie irgendwo südlich von Liverpool die Westküste Englands überflogen. Aber Martin saß bereits zusammengesunken in seinem Sitz, die Augen geschlossen, den Kopf auf der Brust. Die drahtlose Energie war eingeschaltet.

Das Landesinnere jenseits der Küstenlinie war beinahe lichtlos. Der Autopilot hielt die Maschine jetzt auf einer Flughöhe von zweihundert Metern, und wäre nicht die grün beleuchtete Karte der Orientierungshilfe gewesen, auf der ein kriechender roter Punkt ihre Position über einem von Ortsnamen geschwärzten Gebiet anzeigte, hätten sie sich noch über den kanadischen Wäldern glauben können. Der Westhimmel enthielt einen schwachen rötlichen Widerschein des scheidenden Tages, doch unter ihnen war nur eine dunkle Einförmigkeit.

Lukas grollte.

Rafe und Gabrielle, jetzt nebeneinander in den

beiden Pilotensitzen, wandten die Köpfe. Der Wolf saß neben dem schlafenden Martin, und sie sahen, daß er die Ohren gespitzt hatte. Bei jedem Ausatmen stieg ein heiseres Grollen in seine Kehle.

»Was ist, Lukas?« fragte Gabrielle.

»Ab«, sagte Lukas.

»Was ist mit Ab? Sind wir jetzt in seiner Nähe?«

»Nein. Weit. Ab ist zornig«, sagte der Wolf. »Ab ist unruhig. Wegen dir, Gabrielle.«

»Meinetwegen?«

»Lukas!« unterbrach Rafe. »Weiß Ab, wo wir sind? Wo Gabrielle ist?«

»Nein. Er weiß nicht. Er weiß, daß Gabrielle nicht mehr zu Hause ist. So ist er unruhig.«

Gabrielle blickte zu Rafe und wieder zum Wolf. »Lukas«, sagte sie, »du mußt wissen, wo Ab ist. Kannst du es uns nicht sagen?«

Lukas' Knurren hörte auf. Er leckte seine lange Schnauze, dann ließ er den Kopf sinken, bis seine Nase beinahe Gabrielles Unterarm auf der Sitzlehne berührte. Ein winselnder Laut kam aus seiner Kehle, und er leckte ihr Handgelenk, als wolle er um Vergebung bitten.

»Nein«, sagte er.

»Du weißt es nicht?« drängte sie. »Du weißt es wirklich nicht?«

Lukas winselte wieder.

»Weiß nicht«, sagte er. »Ab ist da für mich – nicht da für dich. Kann nicht.«

»Macht nichts«, sagte sie enttäuscht und streichel-

te das grobe Haar zwischen seinen Ohren. »Es ist schon gut, Lukas. Ich mußte einfach fragen. Aber es ist gut, jetzt. Mach dir nichts daraus.«

Sie drehte sich wieder in die Flugrichtung und blickte in die Schwärze jenseits der Frontscheibe. Nach langer Pause sagte sie: »Ab muß wollen, daß ich es nicht weiß.«

»Schon möglich«, bemerkte Rafe.

Sie fuhr mit einem Ruck herum.

»Aber wie sollen wir ihn dann finden?« Ihr Ton forderte ihn heraus.

»Sie erinnern sich, wie ich meinen Weg zu Lukas fand, obwohl er in den Wäldern untergetaucht war«, sagte Rafe. »Ich sagte Ihnen damals, daß ich unterwegs zu dieser Höhlensiedlung im Gebirge etwas Neues entdeckt hatte. Ich fand, daß ich Lukas fühlen konnte – auf einer tieferen Bewußtseinsebene. Es kam mir vor, als sei er direkt vor mir, während er in Wirklichkeit Hunderte oder Tausende von Kilometern entfernt war. Ich fragte Lukas, ob er mich genauso fühlen könne, und er bejahte es. Ich fragte ihn ob er Ab fühlen könne, und er bejahte das auch. Wahrscheinlich kann er ihn jetzt fühlen, aber ich vermute, daß er ihn nicht lokalisieren kann, solange Ab es ihm nicht zu verstehen gibt.«

Sie starrte ihn eine Weile an. Dann drehte sie sich wieder um und streichelte den Wolf.

»Lukas«, sagte sie sanft. »Lukas ...«

»Wir sind gleich da«, sagte Rafe. »Wir müssen uns fertig machen.«

»Wie weit ist es noch?«

»Sechzehn Kilometer«, sagte Rafe. »Sind Sie bereit?«

»Ich brauche nur meine Jacke«, sagte sie.

»Gut.« Rafe ließ die Maschine langsam niedergehen. Er peilte einen Dorffriedhof an, den er einen halben Kilometer voraus in der Dunkelheit ausgemacht hatte. Drei Minuten später setzte das Flugzeug auf einem Wiesenfleck neben der Friedhofsmauer auf.

»Helfen Sie mir mit Martin«, sagte Rafe.

Gemeinsam schleppten sie den Schläfer hinaus und durch die Pforte in den Friedhof, wo sie ihn im Schutz der Mauer auf eine Bank legten. Es ging ein feuchter und kühler Wind, und sie kehrten noch einmal zurück und holten Decken. Eine schoben sie Martin unter den Kopf, zwei weitere breiteten sie über ihn. Schließlich ging Rafe an Bord, stellte den Autopiloten auf automatischen Start und Flug ein, zog eine schwarze Wetterjacke über, die er im Flugzeug gefunden hatte, stieg hinaus und schloß die Tür hinter sich.

»Alles klar«, sagte er zu Gabrielle und Lukas. »Wir haben eine halbe Stunde, um irgendein Transportmittel zu finden.«

Sie benötigten volle zwanzig Minuten und waren gezwungen, einige Garagentüren aufzubrechen und die Zündkabel eines altmodischen Lieferwagens kurzzuschließen. Als sie zum Friedhof zurückfuhren, sahen sie das Flugzeug in den Nachthimmel aufstei-

gen und langsam in vierhundert Metern Höhe ostwärts davonfliegen. Rafe hatte den Autopiloten auf die minimale Fluggeschwindigkeit von zehn Stundenkilometern eingestellt, und so entfernte die Maschine sich träge schwebend wie ein Freiballon bei Windstille. Die schwarze Silhouette war vor dem leicht bezogenen Himmel, in dem eine dünne Mondsichel hing, klar zu sehen. Rafe lenkte den alten Lieferwagen und achtete auf den Weg, während Gabrielle das Flugzeug im Auge behielt. Trotz der geringen Geschwindigkeit ihres fliegenden Wegweisers verloren sie ihn zweimal fast aus den Augen, als er seinen Kurs änderte und sich über Wiesen und Felder von der Straße entfernte, auf der sie fuhren.

Beim ersten Mal fand Rafe noch rechtzeitig eine Straßenkreuzung, so daß er die Richtung ändern und folgen konnte. Das zweite Mal war er gezwungen, die Landstraße zu verlassen, durchbrach einen Weidezaun und rumpelte über Wiesenflächen, bis er nach dem Durchbrechen eines weiteres Zauns auf einen Fahrweg kam.

Endlich sahen sie die Maschine für ein paar Sekunden in der Luft stillstehen und dann mit vertikal geschwenkten Triebwerken hinter einer schwarzen Baumkulisse niedergehen. Rafe fuhr noch hundert Meter, hielt am Wegrand und öffnete die Tür.

»Von hier an zu Fuß«, sagte er.

Sie ließen den Lieferwagen stehen und gingen querfeldein, um hinter das Gebiet zu kommen, wo das Flugzeug gelandet war. Das Ziel war offenbar

irgendein großes altes Haus, umgeben von einem Park. Rückwärts war der schützende Baumgürtel dichter, aber ein Teil des Daches und Schornsteins ragten schwarz über die Wipfel. Sie näherten sich dem Rand des Parks und stießen auf eine hohe Buchsbaumhecke. Rafe ging allein vorwärts und untersuchte sie vorsichtig. Nach einer halben Minute kehrte er zurück zu Gabrielle und Lukas.

»Hinter der Hecke ist ein Drahtzaun«, sagte er, »und an den Pfosten sind Isolatoren. Also ist er elektrisch geladen und wahrscheinlich mit einer Alarmanlage versehen. Er ist ungefähr drei Meter hoch. Lukas, weißt du, wie hoch das ist?«

»Ja«, sagte Lukas.

»Wenn ich mich gebückt vor die Hecke stelle, so wie jetzt« – er macht es vor, beide Hände auf die Knie gestemmt – »kannst du dann einen Sprung auf meinen Rücken und den nächsten über Hecke und Zaun machen?«

»Ja«, sagte Lukas.

»Gut. Dann machen wir es so. Wenn du hinter dem Zaun bist, Lukas, bleibst du nahe daran. Weiter drinnen könnten Fallen oder Selbstschüsse sein, und wahrscheinlich gibt es direkt innerhalb des Zauns einen Trampelpfad für Inspektionszwecke. Du folgst der Innenseite des Zauns, bis du zum Haupteingang oder Tor auf der anderen Seite kommst. Dann wartest du, bis ich dort bin und versuchen werde, hineinzukommen.«

»Aber dort könnte jemand auf Wache sein!« sagte Gabrielle.

»Damit rechne ich«, antwortete Rafe. »Ich werde versuchen, den Wächter an die Innenseite des Tores zu locken. Wenn es soweit ist, Lukas, springst du ihn an – schnell, bevor er ein Geräusch machen kann. Bewege dich nicht, bis ich deinen Namen sage – dann nimmst du ihn. Hast du Verstanden?«

»Verstanden«, sagte Lukas.

»Gut. Nun sieh zu, daß du über den Zaun kommst.«

Sie gingen zusammen zur Hecke. Rafe spreizte seine Beine und beugte seine Schultern, umfaßte seine Schenkel oberhalb der Knie.

»Fertig, Lukas«, sagte er. »Spring.«

Er hörte ein Rascheln von Gras, ein kurzes, schnelles Trommeln von Pfoten und dann kam ein Aufprall, der ihm den Atem nahm und ihn beinahe vornüber in Hecke und Zaun stieß. Er richtete sich wankend auf und spähte durch den Zaun, sah aber nur Dunkelheit.

»Lukas?« flüsterte er.

Ein leises Winseln erklang. Eine Sekunde später löste sich eine Gestalt aus der Schwärze und kam zum Zaun.

»Fein! Guter L...« Er brach ab. Er hatte Lukas wie einen braven Hund loben wollen. Aber Gabrielle hatte recht. Lukas war mehr als ein Tier. Er hatte zuviel von einer Person, um mit herablassenden Worten belohnt zu werden. »Das war gute Arbeit, Lukas.«

Wieder das leise Winseln.

»Wir gehen jetzt«, sagte Rafe, sich nach rechts

wendend. »Bleib möglichst auf gleicher Höhe mit uns.«

Sie gingen los. Es war ein langer Weg durch Dunkelheit und taunasses Gras, denn der Park war nicht klein. Sie erreichten einen Feldweg, der ein Stück parallel zum Zaun verlief, dann kamen sie auf die ungeteerte Landstraße. Hier hörte der Drahtzaun auf und machte einer hohen Mauer Platz, auf deren Krone die elektrisch geladenen Drähte weiterliefen. Sie gingen im Gras neben der schmalen Straße, um unnötige Geräusche zu vermeiden, und nach hundertfünfzig Metern oder so kamen Tor und Einfahrt in Sicht.

Rafe bewegte sich langsamer. So leise wie möglich stiegen sie durch das hohe Gras am Fuß der Mauer zum nächsten Torpfeiler.

Das Tor sah genauso aus, wie er es sich vorgestellt hatte: hoch und mächtig geschwungen und mit vielen barocken Schnörkeln und Ornamenten aus Schmiedeeisen. Er wartete einige Sekunden länger, fühlte die kühle Luft im Gesicht und auf den Händen und hörte sein Herz pochen. Dann trat er am Pfeiler vorbei und ging langsam zur Mitte des Tores, wo die zwei Flügel zusammenstießen.

Er blieb stehen, umfaßte die Gitterstangen und versuchte das Tor aufzustoßen, als ob helles Tageslicht und er ein vertrauter Besucher wäre. Er entdeckte, daß das Tor nicht nur abgeschlossen, sondern mit einer querliegenden, schwenkbaren Eisenstange gesichert war.

»Halt! Stehenbleiben, da!« sagte eine Männerstimme von rechts hinter dem Tor. In der Dunkelheit wurde die Tür eines Wachhäuschens geöffnet, dessen Umrisse im Lichtschein aus dem Inneren sichtbar wurden. Die Silhouette eines großen, breitschulterigen Mannes erschien in der Öffnung und kam dann zum Tor. Der Wächter hielt eine Maschinenpistole unter dem rechten Arm.

Rafe stand bewegungslos vor dem Tor. Die schwarzen, schmiedeeisernen Stäbe waren weit genug auseinander, daß er seine Arme durchstecken konnte.

»Keine Bewegung«, sagte der Mann. Die Maschinenpistole zielte durch die Stäbe auf Rafe. »Nehmen Sie Ihre Hände hoch!«

Rafe gehorchte.

Der Wächter trat noch einen Schritt näher zur Innenseite des Tores. »Wer sind Sie? Und was machen Sie hier?«

»Ich gehöre zu dem Flugzeug, das eben hinter ihnen im Park gelandet ist«, sagte Rafe. »Ich muß mit dem Besitzer dieses Anwesens sprechen. Lassen Sie mich ein.«

»Nichts da!« Die Mündung der Maschinenpistole stieß durch die Eisenstäbe gegen Rafes Magen. »Wenn Sie hier hereinkommen, dann mit den Füßen voran ...«

»Lukas«, sagte Rafe ruhig.

»Lukas?« fragte der Wächter. »Wer soll das sein? Ich kenne ...«

Er wurde plötzlich vorwärts gegen das Tor gerammt, und sein Kopf flog zurück. Er sackte zusammen, doch Rafe langte durch das Gitter und hielt ihn fest – ein totes Gewicht, jetzt. Der Kopf des Mannes baumelte unnatürlich und schlaff nach hinten.

Rafe hielt den Körper aufrecht, schnaufend vor Anstrengung, zuerst mit einem Arm, dann mit dem anderen, während er die Taschen des Wächters durchsuchte. Er fand eine Geldbörse und verschiedene persönliche Kleinigkeiten, aber keinen Schlüssel für das Tor. Er ließ den Körper fallen.

»Lukas«, sagte er. Der Wolf erschien hinter dem toten Wächter.

Rafe zeigte zur halb offenen Tür des Wachhauses. »Sieh dich in der Wachstube dort um«, sagte er. »Vielleicht kannst du etwas finden, das wie ein Schlüssel aussieht.«

Lukas warf sich herum und trottete davon. Die Helligkeit der Tür verbreiterte sich, und Rafe sah den Wolf hineinschlüpfen. Er wartete und trat ein wenig zurück, damit das Licht aus der offenen Tür nicht auf ihn scheine.

Lukas kam zurück und steckte seine Schnauze durch das Gitter. Er hielt einen großen Schlüssel zwischen den Zähnen.

»Danke«, sagte Rafe. Er befühlte das altertümlich aussehende Eisengehäuse des Schlosses von beiden Seiten aber seine Finger fanden kein Schlüsselloch. Er gab auf.

»Lukas«, sagte er leise, »weißt du, wie ein Schlüs-

selloch aussieht?« Er hielt den Schlüssel gegen die Handfläche seiner Linken und machte die Bewegung des Umdrehens.

»Ich kann Dinge aufschließen«, sagte Lukas. »Ab zeigte es mir.«

Rafe gab ihm den Schlüssel zurück. »Geh zurück in die Wachstube«, sagte er. »Sie zu, ob du dort irgendwo ein passendes Schlüsselloch findest.«

Lukas' Fänge schlossen sich über den Schlüssel. Er trottete wieder zum Wachhaus.

Rafe wartete angespannt. Er hörte einen Schritt und ein Rascheln hinter sich und wirbelte herum. Gabrielles schwächliche Gestalt stand vor ihm. Er hatte sie in der Spannung der letzten Minuten vergessen.

»Gehen Sie die Straße weiter zum Lieferwagen«, flüsterte er ihr zu. »Warten Sie dort.«

»Nein«, wisperte sie.

»Ich sage ...«

»Ich sagte nein«, unterbrach sie ihn. »Vielleicht haben sie hier elektronische Fallen oder Alarmanlagen. Sie mögen in manchen Dingen gut sein, aber auf solche Sachen verstehe ich mich besser. Außerdem möchte ich mit Ihnen und Lukas gehen, da ich schon mal hier bin.«

»Nein!« zischte er.

»Sie können mich nicht daran hindern. Ich gehe mit ...«

Sie verstummte und blickte an ihm vorbei. Rafe wandte sich um und sah die großen Torflügel aufge-

hen. Lukas stand ein paar Schritte dahinter. Rafe lief an ihm vorbei und schloß hastig die Tür des Wachhauses. Als er zurückkam, standen Gabrielle und Lukas beisammen in der Einfahrt.

»Es ist Ihre Beerdigung!« flüsterte er Gabrielle wütend zu. »Los! Gehen wir!«

Er ging schnell, aber nicht ohne Vorsicht die Einfahrt entlang, immer am Rand des breiten Kieswegs und im Schutz der Alleebäume. Nach zweihundert Metern mündete die Allee in einen weiten, kiesbestreuten Vorplatz mit einem wasserlosen Springbrunnen und verwilderten Rosenbeeten in der Mitte. Sie bewegten sich im Schatten einiger Fliederbüsche weiter, und als sie den Punkt erreichten, wo die Büsche endeten, waren sie ungefähr zwanzig Meter von einer Ecke des Hauses entfernt und vielleicht fünfzig Meter von seinem Hauptportal.

Das Haus, ein ehemals prächtiger Landsitz, beinahe ein Schloß, stand tot und wie verlassen in der Nacht, gezeichnet von Alter und Vernachlässigung. Seltsamerweise war kein Licht zu sehen, weder innen noch außen. Fast jedes Haus von einigem Wert war heutzutage während der Nachtstunden hell beleuchtet und mit Fernsehkameras ausgestattet, um die Anwesenheit etwaiger schlafwandelnder Besucher aufzuzeichnen – damit man sie später finden und identifizieren konnte. Aber dieser Landsitz, dieses stuckbeladene Überbleibsel aus einer versunkenen Zeit, schien völlig lichtlos, ohne Schutz und anscheinend sogar ohne die Gegenwart wachender Bewohner.

»Sieht zu einfach aus«, sagte Rafe – halb zu sich selbst, halb zu Gabrielle. »Lukas, witterst du jemand? Hörst du etwas? Gibt es irgendein Anzeichen, daß jemand da ist?«

»Nein«, sagte Lukas.

»Vielleicht haben wir einfach Glück«, wisperte Gabrielle.

Rafe schüttelte seinen Kopf in der Dunkelheit. »Kann nicht sein. Die Maschine landete hier vor zwanzig Minuten. Wenn sie nachgesehen haben, dann haben sie sie bereits leer gefunden und wissen, daß etwas nicht stimmt. Und wenn sie nicht nachgesehen haben, warum nicht? Dieser Wächter am Tor war nicht ohne Grund da.«

Gabrielle antwortete nicht. Lukas war still.

»Egal«, flüsterte Rafe. »Es spielt keine Rolle. Ich muß so oder so hinein. Gabrielle, warten Sie hier.«

»Nein«, sagte sie. »Und Sie können mich nicht dazu zwingen.«

Rafe zuckte ärgerlich die Schultern. »Lukas«, sagte er, »wenn Gabrielle mir nachgehen will, dann wirfst du sie um.«

»Lukas!« zischte sie. »Du wirst nichts dergleichen tun! Hast du mich gehört?«

»Ja«, sagte Lukas. »Aber ich werde es tun.«

»Lukas!« Sie starrte den Wolf an. »Aber ich bin es – ich sage dir, daß du es nicht tun sollst. Warum hörst du auf ihn und nicht auf mich?«

»Es ist gefährlich dort«, sagte Lukas. »Ich muß auf dich achtgeben.«

»Wer sagt das?«

»Ab sagte es«, antwortete der Wolf.

»Er meinte nicht ...«

Den Rest des geflüsterten Wortwechsels hörte Rafe nicht mehr. Er rannte schon zur Hausecke und die Frontseite entlang zum Schatten des Säulenvorbaus am Portal. Er schaffte es und lehnte sich schnaufend gegen den abbröckelnden Putz der Hauswand. Er kam schneller außer Atem, als er gedacht hatte, und seine Beine waren schwach. Die Wunde – er hatte sie beinahe vergessen – verursachte jetzt einen so bohrenden Schmerz in seiner Brust, daß er nicht tief durchatmen konnte.

Aber der Schmerz ließ nach. Er atmete wieder normal. Rasch ging er die vier Stufen hinauf und befühlte im Dunkeln die Tür. Sie war alt, aus rissigem Eichenholz und mit Schnitzwerk verziert – und der rechte Türflügel war nicht nur unverschlossen, er stand angelehnt. Rafe drückte ihn behutsam so weit zurück, daß er durchschlüpfen konnte.

Er fand sich in einer hohen Eingangshalle. Zwischen den Halbsäulen und Stukkaturen der Seitenwände waren Türen, und am Ende der Halle führte eine breite, gebogene Treppe aufwärts in die Dunkelheit. Hinter ihr war ein großes, halbrundes Fenster, das ein wenig schwachen Mondschein in die Halle sickern ließ. Er konnte verhältnismäßig gut sehen. Eine der Türen zu seiner Rechten war halb geöffnet, und hinter ihr war Schwärze. Er näherte sich ihr auf Zehenspitzen, berührte sie aber nicht.

Ein leises Knarren vom Haupteingang hinter ihm riß ihn herum. Seine Hände waren plötzlich feucht, sein Atem stockte.

Der rechte Türflügel stand jetzt weit offen, und in der Öffnung waren die undeutlichen Silhouetten einer Gestalt in, wie es schien, zu weiten Overalls, und eines Hundes. Sie kamen auf ihn zu, bevor er sie als Gabrielle und Lukas erkannte.

»Dachten Sie wirklich, Sie könnten ihn zum Ungehorsam überreden?« flüsterte Gabrielle heftig, als sie bei ihm waren.

»Sch-h ... kommen Sie«, raunte er. Er schob sich durch die offene Tür in die absolute Dunkelheit. »Einen Augenblick, bis ich einen Licht...«

Die Tür schloß sich von selbst hinter ihnen. Es war stockfinster.

»Wollen Sie näher treten?« krächte eine Stimme. »Dies ist mein Empfangszimmer.«

Es war die Stimme eines Kindes, hell, triumphierend und voll Lachen.

12

Ringsum flammten Lichter auf. Die Wirkung einer neuen und mächtigen Sendeenergie lähmte sie. Sie standen geblendet und blinzelnd in der grellen Helligkeit, die kindliche Stimme in den Ohren.

»Bleiben Sie stehen«, sagte sie. »Hundchen? Wo ist das Hundchen? Sie hatten eins bei sich. Hundchen, komm her zu mir. Jetzt! Hörst du, Hundchen?«

Rafes Augen begannen sich dem Licht anzupassen. Er blickte in einen großen, mit dicken Teppichen ausgelegten und mit alten Möbeln vollgestellten Raum. An den Wänden drängten sich Gemälde in vergoldeten Barockrahmen, die Tische waren mit Lampen, Rauchgarnituren, Kästchen, Statuetten und Tierfiguren aus Gold, Silber, Kristall und Ebenholz überladen. Aus Lampen in allen Ecken und Winkeln der Wände und Decke ergoß sich eine Lichtflut über alle diese Dinge. Am anderen Ende des Raums stand ein gewaltiger, thronartiger Sessel auf einer niedrigen Plattform, und dort saß eine übergroße, puppenähnliche Karikatur eines aufgetriebenen menschlichen Körpers; zwischen den gigantisch fetten Schultern dieser Karikatur saß der strahlend lachende kleine Blondkopf eines vielleicht sechs- oder siebenjährigen Jungen.

»Sie hatten doch einen Hund!« beharrte die Kinderstimme. »Wo ist er hingelaufen? Warum kommt er nicht? Er hat zu tun, was ich sage – genau wie Sie, nicht wahr? Tun Sie einen Schritt vorwärts, sagt Simon.«

Rafes rechtes Bein schwang vorwärts, obwohl er es nicht wollte, und er trat einen weiteren Schritt in den Raum, Gabrielle im Gleichschritt mit ihm.

»Sehen Sie? Nun, warum kommt das Hundchen nicht?« Das Jungengesicht verfinsterte sich für einen Moment, aber gleich brach wieder das sonnige Lächeln durch. »Macht nichts. Den kriege ich später. Treten Sie näher, alle beide. Ich freue mich über den

Besuch. Kommen Sie bis an den Rand meiner Plattform.«

Rafe und Gabrielle gingen mechanisch vorwärts und hielten knappe vier Meter vor dem Kindergesicht – und plötzlich erkannte Rafe, daß sie nicht einen kleinen Jungen vor sich hatten, der zwischen den Schultern einer großen, grotesken Puppe hervorspähte, sondern daß der Körper ein lebendiger Organismus war und der Kinderkopf tatsächlich zu ihm gehörte. An der getäfelten Wand hinter dem Kinderkopf war ein großes Kruzifix verkehrt herum befestigt, und daran hing etwas anderes als die übliche Gestalt: ein abgehäutetes, rattenartiges Etwas, jetzt dunkel und vertrocknet, das offensichtlich einmal ein kleines Tier gewesen war ...

Rafes Blick kehrte zu dem grotesken Individuum auf dem Thronessel zurück.

»Sehen Sie?« sagte das klare junge Gesicht. »Sie müssen tun, was ich sage. Alle müssen es. Darum lebe ich hier ganz allein, mit nur einem Wächter draußen am Tor. Ich werde jetzt einen anderen suchen müssen. Ihr Hundchen hat ihn so verletzt, daß er starb. Wo ist der Hund?«

»Ich weiß nicht«, sagte Rafe. Seine Stimme kam ihm fremd vor, heiser und brüchig.

»Er muß kommen«, erklärte das Monstrum. »Jeder muß kommen, wenn ich ihn rufe. Ich rief Sie, und Sie mußten zu mir kommen, obwohl Sie dachten, Sie wären entwischt, als ich die dort in den Bergen bestrafen mußte, weil sie Sie nicht sofort zu mir schick-

ten. Nun sind Sie hier, nicht wahr?«

Rafe antwortete nicht.

»Seien Sie nicht verdrießlich«, sagte der andere. »Ich habe Verdrießlichkeit nicht gern. Stehen Sie auf einem Bein!«

Rafe hob unfreiwillig seinen rechten Fuß und verlagerte sein Gewicht auf den linken. Auf seiner unteren Bewußtseinssebene suchte er hektisch nach einem Mittel, der Kontrolle zu entschlüpfen, die ihn zur Marionette machte. Es war wie die Sendung, die er im Gebirgsschlupfwinkel gefühlt hatte, wie die drahtlose Energie der Kraftstationen, aber viel umfassender und wirksamer als beide. Trotzdem, wenn es ihm gelungen war, die anderen zu überwinden, dann müßte es jetzt möglich sein ...

»Ich könnte Sie beide bis zu Ihrem Tode so stehenlassen«, sagte das Kind-Monstrum, und seine klaren blauen Augen fixierten Rafe. »Sie wissen das, nicht wahr? Sagen Sie, daß Sie es wissen.«

»Ich weiß es«, sagte Rafe unfreiwillig. Sein linkes Bein begann die Anstrengung zu fühlen. Neben ihm gab es einen kleinen Wehlaut, und aus seinen Augenwinkeln sah er Gabrielle fallen. Die Aufmerksamkeit der Kreatur auf dem Thron wandte sich ihr zu.

»Warum haben Sie das gemacht?« fragte das unschuldige Gesicht des kleinen Jungen. »Ist etwas mit Ihrem Bein nicht in Ordnung, daß Sie nicht darauf stehen können?«

»Ich war jahrelang ein Krüppel«, antwortete Gab-

rielles Stimme vom Teppich. »Erst vor ein paar Tagen lernte ich wieder zu gehen.«

Die Energieausstrahlung hörte plötzlich auf. Sie waren frei von Zwang.

Rafe setzte seinen rechten Fuß wieder auf den Boden. Gabrielle stand langsam auf. Rafe sah, daß sie Tränen in den Augen hatte. Er schätzte die Entfernung. Wenn er den anderen schnell genug anspringen könnte ...

»Sie brächten es glatt fertig, wie?« sagte der Kolob mit einem vorwurfsvollen Blick seiner Kinderaugen. »Sie würden versuchen, mich zu verletzen. Wissen Sie nicht, daß Sie mich nicht verletzen können? Wissen Sie nicht, wer ich bin?«

»Nein«, sagte Rafe.

»O ja, Sie wissen es!« Das Kindergesicht blickte zornig.

»Ich bin derjenige, den Sie suchten, weil Sie denken, ich hätte Ihren Freund Ab Leesing. Und ich habe ihn auch. Aber ich werde ihn nicht hergeben. Ich holte ihn mir, damit Sie zu mir kämen. Das wußten Sie nicht, was? Können Sie jetzt erraten, wer ich bin?«

»Wollen Sie mir erzählen«, sagte Rafe, »daß Sie derjenige sind, der alle Schattengestalten und Schlafwandler kontrolliert?«

»Ich kontrolliere die ganze Welt! Denn jetzt ist meine Zeit angebrochen. Die Zeit des Alten Mannes, der älter ist als die Welt. Die Zeit Shaitans – denn ich bin Shaitan.«

Der Kindermund öffnete sich in einem vollkommenen Oval, als ob er singen wollte. Plötzlich kam eine dröhnende Baßstimme heraus, völlig erwachsen und männlich.

»Ich bin Shaitan! Auf die Knie! Auf die Knie ...«

Mit dem ersten Wort hatte die Ausstrahlung wieder angefangen, und Rafe und Gabrielle fühlten sich auf die Knie gezwungen.

Gleich darauf setzte die Sendung scheinbar grundlos aus. Sie standen zögernd auf.

»Aber Sie müssen nicht denken, ich regierte allein mit Gewalt«, fuhr die Kinderstimme fort. Das Gesicht des kleinen Jungen lächelte schelmisch. »Meine Macht ist Liebe, die Liebe jener, die mich verehren. Und Sie beide müssen mich auch verehren, wissen Sie. Sie müssen mich lieben und verehren – halt, unterlassen Sie das!«

Das Kindergesicht des selbsternannten Shaitan starrte Rafe zornig an.

»Glauben Sie, ich merkte es nicht?« schrillte die hohe Stimme. »Ich weiß es, wenn Sie böse Gedanken über mich denken!«

»Sie können die elektrischen Aktivitäten unserer Gehirne ablesen?« fragte Rafe.

Shaitans Jungengesicht bekam einen schlaun Ausdruck. »Sie sind nicht dumm, Mr. Rafael Harald. Aber daß ich meine kleinen Spielzeuge gebrauche, bedeutet nicht, daß ich sie nötig habe. Was ich tun will, kann ich auch allein. Denn ich habe länger gelebt als die Welt und weiß mehr als alle anderen.«

»Wozu dann überhaupt die Spielsachen?« sagte Rafe. »Wenn Sie es nicht nötig haben, die Leute mit drahtloser Energie zu kontrollieren ...«

»Sehr hübsch gedacht, Rafe Harald! Schlauer kleiner Mann, der soviel zu wissen glaubt, aber nicht versteht. Ich gebrauche sie, weil es mir gefällt. Ich habe es nicht nötig, kleinen Menschen wie Ihnen meine Gründe zu erklären. Kleinen Menschen, die ein paar Lichter angezündet haben und sich jetzt einreden, es habe nie eine Dunkelheit gegeben – diese Dunkelheit sei nur Aberglaube. Bloß gab es die Dunkelheit wirklich. Und nun, da endlich meine Zeit gekommen ist, ist auch die Dunkelheit wieder hervorgekommen und beansprucht die Welt der kleinen Menschen. Ich habe Sie vom Mond hierher gerufen, Rafe Harald, weil ich dachte, ich könnte Sie gebrauchen. Aber vielleicht hat es keinen Zweck. Vielleicht sind Sie einer von diesen kleinen Männern, die nicht lernen können. Doch will ich Ihnen noch eine Chance geben, weil ich schon soviel Mühe für Sie aufgewendet habe. Sie glauben nicht an Shaitan? Sehen Sie Ihre Begleiterin an und bedenken Sie dabei, daß die Sendeenergie ausgeschaltet ist.«

Rafe wandte sich zu Gabrielle und spannte unwillkürlich seine Muskeln. Sie stand unbeweglich und ein wenig zitternd, und ihr Blick war starr auf Shaitans Kindergesicht gerichtet. Ein Ausdruck von ungläubigem Staunen war in ihren Zügen.

»Gabrielle«, sagte das Monstrum auf dem Thron, und der riesige schwammige Körper regte sich, kam

auf die Füße und beugte sich vorwärts. Der Kinderkopf lächelte schlau und boshaft zu ihr herab. »Gabrielle – Sie lieben mich, nicht wahr? Sie lieben und verehren mich, ja? Knien Sie vor mir nieder, Gabrielle ...«

Langsam und ohne eine Veränderung ihres Ausdrucks kniete sie nieder und hob ihre Arme wie in Sehnsucht zu Shaitan auf. Rafes Nacken prickelte. Der Raum um sie her schien etwas dunkler geworden zu sein, bis auf die Plattform, auf der Shaitan stand. Nicht daß die Lichter schwächer geworden wären; die Luft schien irgendwie eine dichtere Substanz geworden zu sein. Irgendwo war ein Summen wie die monotone Selbstunterhaltung eines Geisteskranken, der in einem kahlen Raum auf einer weißgestrichenen Anstaltsbank sein Leben zu Ende schaukelt. Ein Geruch wie von verbranntem Fleisch und angesengten Federn erfüllte Rafes Nase, und sein Körper war schwer wie ein Stück vom Erdkern.

Und im ganzen Raum gab es keine irgendwie geartete Energieausstrahlung, die er fühlen konnte.

Vernunftlose, animalische Angst erwachte in ihm. Er suchte sich in seine untere Bewußtseinsebene zu retten, um der Situation zu begegnen ...

Ein wölfisches Knurren schnitt durch Shaitans immer noch murmelnde Stimme. Sie verstummte. Plötzlich war das Licht wie zuvor; das Summen und der sonderbare Geruch waren verschwunden. Gabrielle ließ ihre ausgestreckten Arme langsam sinken. Noch auf die Knien, blickte sie verwirrt um sich. Der

Blondkopf des kleinen Jungen spähte hierhin und dorthin.

»Was war das?« verlangte er zu wissen. »Was für ein Geräusch war das?«

Rafe antwortete nicht gleich, denn in diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er das Knurren nicht mit seinen Ohren, sondern mit dem Gefühl seines Unterbewußtseins gehört hatte. Und Shaitan hatte es auch gehört. Aber offenbar nicht deutlich als ein Knurren.

»Was war was?« fragte Rafe.

»Sie wissen es! Was war es?«

»Was hörten Sie? Wenn Sie es beschreiben, kann ich Ihnen vielleicht sagen, was es war. Ich dachte, außer dem Wächter am Tor und Ihnen sei niemand hier?«

»Niemand«, sagte Shaitan in verändertem Tonfall. »Aber wenn er es war ...« Langsam hob sich das Kindergesicht zur schweren Kassettendecke. »War es deine Stimme, Vater?«

Rafe bückte sich und half Gabrielle auf die Füße. Shaitan hatte sich wieder auf seinen Thron gesetzt, doch immer noch starrte er aufwärts, den kleinen Kopf zwischen die riesigen fetten Schultern gezogen.

Aber das war nur Stille – wenigstens für Rafes Sinne. Nach einer vollen Minute ging ein Beben durch den enormen Körper.

»Sie sind ein Dummkopf«, sagte Shaitan, seinen Blick von neuem auf Rafe richtend. »Sie glauben nicht.«

»Richtig«, sagte Rafe. »Ich glaube nur, was bewiesen werden kann.«

»Bewiesen werden? Welche weiteren Beweise brauchen Sie? Sie sind hier – wohin ich Sie rief. Ich brachte Sie her.«

»Nein«, erwiderte Rafe. »Ich glaube, ich habe selbst meinen Weg zu diesem Ort gefunden.«

Die Kinderstimme lachte hell. »Ich habe Ihnen den Weg bereitet, mein Freund. Sie hörten meinen Ruf und kamen. Und nun müssen Sie lernen, was Sie sind – und was ich bin.«

»Ich weiß, was ich bin«, sagte Rafe. »Und Sie – Sie sind ein Monstrum ...«

Mit dem letzten Wort katapultierte er sich auf die Plattform und auf die thronende Gestalt, den rechten Arm ausgestreckt, die steifen Finger auf die Verbindungsstelle zwischen dem pyramidenförmigen Hals und dem kindlichen Kopf zielend.

Es war, als renne er gegen eine massive Wand. Ein schmerzhafter Schock stach durch seinen Arm und nahm ihm den Atem. Seine Fingerspitzen hatten an Shaitans Hals keine Spuren hinterlassen. Nun fand er sich um die Mitte gepackt und wie eine junge Katze in die Luft gehoben.

Shaitans Hände waren enorm. Zusammen umfaßten sie Rafes Mitte vollkommen, und ihre Kraft reichte hin, ihm die Luft abzudrücken.

»Wie ich sagte, Sie sind ein Dummkopf«, begann Shaitan. Dann bellte er vor Schmerz und Schreck in seiner mächtigen Baßstimme, seine Hände ließen los,

und Rafe fiel zu Boden, als Shaitans schenkeldicker linker Arm kraftlos auf die Lehne des Thronsessels sank. Rafe hatte mit der Handkante hart auf das Ellbogengelenk geschlagen – einen Hieb, der einem normalen Menschen den Arm gebrochen hätte.

Sofort sprang Rafe am vorübergehend paralysierten Arm vorbei und hinter den Thronsessel. Er hakte seinen rechten Unterarm unter das kindliche Kinn und zog ihn scharf an sich, Shaitans Hals im Würgegriff.

»Dummkopf ...«, schnaufte Shaitan. Wo er die Luft zum Sprechen hernahm, war Rafe ein Rätsel. »Töten Sie mich, und ich werde weiterleben. Verletzen Sie mich, und ich werde Sie verletzen. Können Sie nicht verstehen? Ich bin Shaitan – Shaitan!«

»Macht nichts«, sagte Rafe grimmig. »Wo ist Ab Leesing?«

»Töten Sie mich, wenn Sie glauben, daß Sie es können«, kicherte Shaitan. »Ich werde trotzdem nicht sterben. Mein Körper wird verfaulen, aber meine Seele wird in Ihren Körper eindringen, und ich werde in Ihnen wachsen, bis ich Sie übernehme, bis Sie ich werden. Darum werde ich niemals sterben; wer mich tötet, nimmt mich in seinen Körper auf, besiegelt seinen eigenen Tod und gewährt mir ewiges Leben!«

»Das glauben Sie?« Rafe lachte rau und hob seine Stimme. »Lukas!«

Die Tür zur Halle wurde aufgestoßen, und der Wolf kam langsam hereingetrottet, seine gelben Augen auf die Plattform gerichtet. Rafe gab seinen

Würgegriff auf und trat vom Thron zurück. Er ging rückwärts, stieg von der Plattform und nahm seinen Platz neben Gabrielle wieder ein. Lukas kam heran.

»Lukas ist gegen alle Arten drahtloser Energie immunisiert worden«, sagte Rafe. »Und er hat keinen menschlichen Geist, dessen Liebe und Verehrung Sie erzwingen könnten. Wenn er Sie tötet, dann können Sie in ihm weiterleben und seinen Körper in Besitz nehmen.«

Lukas kam an den Rand der Plattform und knurrte.

»Hundchen«, flüsterte Shaitan, und seine Kinder-
augen starrten fasziniert die vierbeinige Gestalt an.
»Gutes Hundchen ...«

»Er ist ein Wolf«, sagte Rafe. »Und er ist schneller als ich. Er braucht nur einmal zuzuschnappen, wenn er an Ihre Kehle kommt.«

»Lukas ... guter Lukas. Du liebst mich, Lukas ...«

»Nein«, grollte Lukas. »Du willst Gabrielle verletzen, und Ab sagte mir, ich solle jeden töten, der das versucht.«

13

»Ich will deine Gabrielle nicht verletzen, sei beruhigt«, sagte Shaitan. Seine Kinderstimme nahm einen seltsam ernsten Klang an, als er sich wieder an Rafe wandte. »Ihr großer Fehler ist, daß Sie entschlossen sind, nicht an das Übernatürliche zu glauben, Mr. Harald. Nein, Sie wollen nicht daran glauben, komme was da wolle. Aber Sie irren, mein Freund. Ich

kenne die wahre Dunkelheit. Kleine Männer hatten ein paar Lichter angezündet und sie geleugnet, für ein Jahrhundert oder zwei. Aber nun ist sie wieder-gekehrt, und sie wird bleiben. Die wahre Dunkelheit – vom Abenddämmer bis zum Morgengrauen. Und in dieser Dunkelheit gibt es Dinge, die kleine Männer wie Sie niemals begreifen und kontrollieren werden.«

»An Ihrer Dunkelheit ist nichts Übernatürliches«, sagte Rafe. »Sie ist ein Nebenprodukt der Energieausstrahlung. Die Menschen werden zum Schlaf gezwungen. Gewiß, Sie und andere mögen ihren Alpträumen mit neueren Versionen der Sendetechnik weiterhelfen ...«

Shaitan schüttelte langsam seinen Kopf, ein Engelslächeln im Knabenantlitz.

»Und die Männer, die meine Strafen ausführen? Die Männer, die ihre Schatten vorausschicken, daß sie töten? Sind sie auch Nebenprodukte?«

»Die Technik, die sie von ihren Körpern trennt, mag ein Nebenprodukt sein«, sagte Rafe. »Aber was das Übernatürliche betrifft – Sie sagten, Sie könnten diese Männer herbeirufen, wann immer Sie wollen.«

»Das ist richtig«, sagte Shaitan.

»Warum haben Sie dann noch keine herbeigerufen?«

Shaitan murmelte: »Vielleicht würde Ihr Lukas zu schnell sein.«

»Oder vielleicht können Sie sie nicht immer herbeirufen, wie?« sagte Rafe.

Shaitan lächelte. »Wenn ich sie will, dann kommen sie.«

»Rufen Sie die Schatten«, sagte Rafe. »Und wir werden Lukas zurückhalten.«

»Wirklich?«

»Solange sie uns nicht angreifen«, sagte Rafe. »Sie können sie wieder fortschicken, sobald Sie bewiesen haben, daß Sie sie herbringen können.«

»Warum?«

»Weil ich Ihnen nicht glaube«, sagte Rafe. »Ich fürchte, Sie können rufen, soviel Sie wollen, aber niemand wird kommen.«

Das Kindergesicht verzog sich zu einer bösen Grimasse. »Sie zweifeln an mir?«

»Ich zweifle an Ihnen.«

»Dummkopf!« dröhnte die Baßstimme aus dem Kindermund. »Wenn ich spreche, dann schickt die Dunkelheit Boten. Sind Sie so blind in Ihrer Entschlossenheit, nicht zu glauben? Riskieren Sie, daß ich sie jetzt herbeirufe? Vergessen Sie nicht, ich kann sie nicht bloß einzeln oder zu zweit kommen lassen, sondern zu Dutzenden – zu Hunderten, wenn es sein muß! Was mir auch geschähe, Sie würden nie entkommen!«

»Ich bezweifle, daß es viele Dutzend gibt, geschweige denn Hunderte«, sagte Rafe. »Aber wie ich sagte, rufen Sie sie. Oder geben Sie zu, daß Sie es nicht können.«

Das engelgleiche Lächeln kehrte wieder. »Ich werde Ihnen den Gefallen tun«, sagte er.

»Rafe ...«, begann Gabrielle zaghaft.

Er legte sein Hand auf ihren Arm. »Keine Angst«, murmelte er. »Lukas, gib acht.« Er sah sich schnell um. Der Raum war hell und leer. Er wandte sich wieder nach vorn.

»Wo sind sie?« fragte er herausfordernd. »Noch nicht unterwegs?«

»Sie kommen«, sagte Shaitan mit starrem Lächeln.

Rafe sah sich wieder um. Eine Gänsehaut prickelte auf seinem Rücken. Aber der Raum war leer.

»Wann?« fragte Rafe. »In einer Stunde? Heute abend? Morgen vielleicht?«

»KOMMT!« brüllte Shaitan in seiner vollen Stimme. Seine Augen starrten über die Köpfe von Rafe und Gabrielle in den weiten Raum. »Ich befehle euch – KOMMT!«

Rafes Blicke schossen in alle Richtungen, aber der Raum blieb leer. Er wandte sich wieder zu Shaitan. Langsam wich die Spannung aus dem schwammigen Riesenkörper. Beider Augen begegneten sich und starrten einander sekundenlang an. Dann blickte Shaitan zur Decke auf, wie er es schon vorher getan hatte.

»Vater«, flüsterte er, »habe ich versagt? Was habe ich getan?«

Es gab keine Antwort. Das Monstrum atmete langsam aus und starrte leer vor sich hin.

»Ich bin verurteilt«, sagte der Kindermund mit tonloser Stimme. »Sie denken, mein Versagen beweise die Berechtigung Ihres Unglaubens. Aber Sie

irren, und Sie werden das eines Tages erkennen. Nur ist das nicht mehr meine Sorge. Sie gehen jetzt in noch größere Hände über, und nichts ist noch wichtig – nur die Tatsache, daß mein Vater mich verleugnet hat.«

Er schwieg, als warte er, daß Rafe etwas sagte. Aber Rafe wartete nur.

»Fragen Sie, was Sie wollen«, sagte Shaitan nach langer Pause. »Ich werde Ihnen antworten.«

Rafe befeuchtete seine Lippen. »Wo ist Ab Leesing?«

»Auf einer Insel – derselben Insel, von der die Männer kamen, die ihre Schatten vorausschicken können«, sagte der Kindermund über dem formlosen Körper. »Das Flugzeug, mit dem Sie kamen, steht noch hinter dem Haus. Besteigen Sie es. Geben Sie dem Autopiloten die Kodebuchstaben H-A-V-N. Das Flugzeug wird Sie hinbringen.« Seine Augen schlossen sich müde. »Aber nichts wird Sie zurückbringen – niemals.«

»Wo ist dieses Havn?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Shaitan mit geschlossenen Augen. »Ich habe es nie gewußt. Ich habe den Kode nur für den Fall, daß ich eines Tages wünschen könnte, die Reise selbst zu machen.« Er seufzte. »Aber von Havn kehrt niemand so zurück, wie er war, als er hinging. Und niemand verläßt den Ort wirklich. Die Männer, die ihre Schatten vorausschicken, verlassen den Ort niemals wirklich, obwohl ihre Körper auf Missionen entsandt werden.

Auch Sie werden dort bleiben, wenn Sie gehen – und Sie werden gehen. Ich sehe das jetzt. Vielleicht ist dies der Grund, warum mein Vater sein Gesicht von mir gewandt hat.«

»Ist er dort?« fragte Rafe.

»Dort – oder anderswo. Es ist nicht wichtig. Wenn Sie nach Havn gehen, werden Sie mit ihm zusammentreffen.« Das Blut wich langsam aus dem jungen Gesicht; es nahm ein krankes und blasses Aussehen an, als ob seine Lebenskraft dahinschwände.

»Wer ist Ihr Vater?«

»Wer weiß es?« Shaitans Stimme wurde schwächer. »Der Teufel vielleicht. Vielleicht ein Gott. Vielleicht der Gott der Götter. Er hat nicht seinesgleichen. Er braucht nichts, und er will nichts. Was er tut, tut er aus keinem Grund. Ohne Notwendigkeit läßt er kleine Menschen die Dunkelheit zurückdrängen. Ohne Notwendigkeit anerkennt er mich als seinen Sohn. Und nun läßt er die Dunkelheit ohne einen Grund wieder zurückrollen. Und ohne Grund hat er seine Hand von mir genommen, so daß geringe Kreaturen wie Sie mich verspotten und überwältigen können ...«

Die letzten Worte waren beinahe unhörbar.

»Shaitan!« rief Rafe, und für einen Moment öffneten sich die geschlossenen Lider. »Ist er von einer anderen Welt? Ist er eine Art von Nichtmensch?«

Shaitans Augen öffneten sich ganz. Er schmunzelte ein wenig, dann gluckste er. Schließlich lachte er laut auf.

»Von einer anderen Welt?« sagte er mit kräftiger Stimme. »Nein! Nichts dergleichen. Er ist ein Kind dieser Erde, wie Sie und ich – ein Mensch, ein MENSCH!«

Und er lachte, daß sein unförmiger Körper bebte.

»Wie kann er ein Mensch sein?« rief Gabrielle. »Sie sagten, er sei ein Gott!« Er antwortete nicht, warf sich in seinen Thronessel zurück und lachte noch mehr. »Was ist so komisch daran?« schrie Gabrielle.

»Komisch?« Er bändigte seine Heiterkeit und blickte zu ihr herab, zu Rafe und zu Lukas. »Das Komische ist in dem Scherz, der mein Scherz ist. Und ich bin Shaitan – Vater oder nicht Vater, ich bin Shaitan, der Unsterbliche! Ich sagte Ihnen, daß ich Ihre Fragen beantworten würde. Und ich habe geantwortet.«

»Sie haben geantwortet«, sagte Rafe grimmig.

»Nicht wahr?« Shaitan schmunzelte. »Sie drohten Shaitan mit dem Wolf, und in seiner Todesangst sagte er Ihnen alles, wie?« Auf einmal richtete die massige Gestalt sich mit einem Beben der kolossalen Fettpolster auf. Lukas' Knurren erhob sich zu einem Donnerrollen, und Shaitan stand über ihnen allen.

»Dummköpfe!« brüllte die gewaltige Baßstimme. »Elende Dummköpfe! Hahaha! Geht hin – rennt in euer Verderben!«

»Lukas!« sagte Rafe. »Nimm ihn!«

Wie ein grauer Blitz schnellte der Wolf durch die Luft. Shaitans ausgestreckte Hände griffen einen

Moment ins Leere, dann fuhren sie an seine Kehle, um das Gewicht wegzureißen, das sich dort verbissen hatte. Er tat einen schwerfälligen Schritt vorwärts und stürzte vornüber von der Plattform. Rafe sprang zur Seite, aber der Fallende streifte ihn mit einer riesigen Hand und warf ihn zu Boden. Gabrielle schrie durch das wilde Knurren des Wolfes, und Rafe taumelte benommen hoch, drehte sich um – und fiel über den zuckenden Fleischberg auf dem Teppich.

Shaitan lag still neben ihm, den Kopf auf der Seite, die blauen Kinderaugen bereits glasig und trüb. Der grüne Teppich unter seiner zerrissenen Kehle war naß und dunkel verfärbt. Lukas stand über dem kleinen Kinderkopf und leckte seine blutigen Lefzen.

Rafe stand auf und ging zu Gabrielle, die heftig zitterte und mit schreckgeweiteten Augen das tote Monstrum anstarrte.

»Warum?« stammelte sie. »Er – er hätte uns gehen lassen.«

Rafe schüttelte seinen Kopf. »Er mußte weg. Er hätte uns gefährlich werden können – wenn nicht heute, dann ein anderes Mal. Sie sahen selbst, wie er uns lähmte, wie er Sie hypnotisierte. Er hätte mit uns machen können, was er wollte.«

»Er hat es nicht getan«, sagte sie. »Er hielt sich zurück. Darin war er humaner als Sie, Rafe.«

»Ich kann mir kein Risiko leisten«, erwiderte er kalt. »Übrigens war er sowieso halb verrückt. Vielleicht glaubte er wirklich, er sei mehr als ein Mensch und würde weiterleben – selbst wenn er von einem

Tier wie Lukas getötet würde.«

»Sie glauben auch, Sie seien mehr als ein Mensch, nicht wahr?«

Rafe wandte sich um und betrachtete sie halb erstaunt, halb ärgerlich. »Sie meinen, ich sei auch verrückt?« sagte er. Er zuckte die Achseln. »Sie sollten es besser wissen. Gehen wir.«

Sie starrte ihn an, ungläubig.

»Gehen?« sagte sie. »Und ihn einfach so zurücklassen?«

»Ja«, sagte Rafe.

Sie blickte von ihm zu Lukas. Lukas winselte und versuchte ihre Hand zu lecken, die sie ihm hastig entzog.

»Sie ...«, sagte sie, »Sie haben vieles gemeinsam. Sie und Lukas.«

»Finden Sie?« sagte Rafe.

»Ja.« Sie drehte sich um. Ihre Stimme war tot.
»Gut. Gehen wir also.«

14

Die Sternbilder, die Rafe über den Britischen Inseln gesehen hatte, waren weit hinauf in den Nordhimmel gerutscht, und an ihre Stelle hatten sich die äquatorialen Konstellationen geschoben, bevor das Flugzeug zum automatischen Landemanöver ansetzte.

Im schwachen Schein der Armaturenbeleuchtung sah Rafe, daß Gabrielle noch in ihrem zurückgeklappten Sitz lag und schlief. Er öffnete die Tür auf

seiner Seite und sprang auf sandigen Boden. Rafe drehte sich um und sagte leise: »Ich werde mich ein wenig umsehen. Bleib bei Gabrielle ...«

Aber noch als er sprach, schlüpfte Lukas aus der Öffnung, sprang auf die Erde und verschwand in der Dunkelheit.

»Lukas!« rief Rafe in rauhem Flüsterton. »Lukas!«

Er stand still und wartete. Die Palmwedel raschelten trocken in der warmen Nachtbrise, aber der Wolf antwortete nicht, noch kehrte er zurück.

Nach einer Minute schloß Rafe die Tür des Flugzeugs und ging langsam durch das Unterholz und unter den Bäumen zu einem etwas entfernten helleren Fleck, der wie eine offene Fläche aussah. Er erreichte die Stelle wenige Sekunden später und blickte umher. Zu seiner Rechten erstreckte sich ein Sandstrand, und die leise zischenden Geräusche einer sanften Brandung mischten sich mit dem trockenen Rascheln der Palmwedel im Wind. Sie waren nahe der Küste gelandet, in einem offenbar unbewohnten Teil der Insel – und dies, dachte Rafe, war sonderbar. Vernünftigerweise hätte der Autopilot die Maschine auf einem regulären Landeplatz und in der Nähe irgendwelcher Gebäude oder Ortschaften landen müssen.

Es sei denn, der Autopilot war präpariert, mit oder ohne Shaitans Wissen, sie in einer Gegend abzusetzen, wo man sie sofort als unbefugte Eindringlinge erkennen würde.

Oder vielleicht war die Landung hier Teil der

schwarzen Magie, des Übernatürlichen ...

Der Gedanke hatte sich kaum geformt, als er schon umdrehte und durch den Wald zurückrannte.

Das Flugzeug war fort.

Er kochte vor Zorn über sich selbst. Gab es eine einfachere Art und Weise, unerwünschte Besucher zu isolieren, als ein ankommendes Flugzeug eine falsche Landung in einer abgelegenen Ecke der Insel machen zu lassen und zu warten, bis die Insassen ausstiegen, bevor man es wieder starten und zum eigentlichen Ziel weiterfliegen ließ?

Nun steckte er hier im nächtlichen Dschungel, wirksam getrennt von Gabrielle. Und Lukas? Es war nicht klar, was den Wolf zum Verlassen des Flugzeugs bewegt hatte. Und warum war er nicht gekommen, als er ihn gerufen hatte?

Moment, dachte Rafe. Wenn Ab ihn gerufen hatte, dann würde Lukas dem Ruf ohne Zögern gefolgt sein. Ja, das mußte der Grund gewesen sein ...

Rafe stoppte mitten im Gedanken. Er hatte den wahrscheinlichsten aller möglichen Gründe für Lukas' Verschwinden vergessen. Ab hatte den Wolf instruiert, sich zu verbergen, wenn Fremde in der Nähe waren. Lukas konnte etwas gewittert oder gehört haben. Tatsächlich war dies die vernünftigste Erklärung für das Verhalten des Wolfes. Was, dachte Rafe, war mit ihm los, daß er nicht sofort darauf gekommen war?

Etwas lähmte seine Gedankenprozesse, verlangsamte sie auf einen Bruchteil seiner gewöhnlichen

Fähigkeiten. Während er keuchend in der tropischen Nacht stand und der Schweiß über sein Gesicht rann und das Hemd an seinen Körper klebte, versuchte Rafe zu erfühlen, was ihn beeinflusste.

Was konnte er tun, allein in unbekanntem Territorium, getrennt von Lukas und Gabrielle?

Langsam, so langsam, daß er sich selbst verwünschte, kam die naheliegende Antwort.

Aus seinem Unterbewußtsein konnte er seine oberflächlichen Denkprozesse verfolgen und sah sie verlangsamt und unbeholfen, wie unter der Wirkung einer starken Droge. Was er hier erfuhr, was eine weitere Verfeinerung der Nebeneffekte drahtloser Energie, nicht mehr. Aber sie hatte ihn in die Zuflucht seines Unterbewußtseins getrieben, und dies war vermutlich besser geeignet, ihn jetzt zu schützen. Es war den alten tierhaften Instinkten näher, und er dachte jetzt instinktiv, wie das gejagte Tier, das er binnen kurzem sein würde – wenn er es nicht schon war.

Er fühlte nach Lukas, und eine Weile war nichts da, und dann kam das Gefühl von Lukas' Gegenwart zu ihm – doch ohne einen Anhaltspunkt, wo der Wolf sich aufhielt.

Er rief, und rief wieder, aber keine Antwort kam, nur der starke Eindruck, daß der Wolf sich des Rufs bewußt war, aber von etwas anderem so in Anspruch genommen wurde, daß ihm für eine Antwort weder Zeit noch Energie übrigblieben.

Rafe verbannte Lukas aus seinem Überlegungen.

Die Aufmerksamkeit des Wolfes war so auf irgend etwas anderes konzentriert, daß er als Hilfsquelle ausschied. Rafe war auf sich selbst gestellt. Als er diese Tatsache erkannte, bekam sein Unterbewußtsein die Situation mühelos in den Griff, und er setzte sich in Bewegung – nicht mehr kopflös rennend, sondern mit schnellem, gleichmäßigem Schritt, soweit das Gelände es zuließ. Zugleich bemühte er sich, das Terrain zu studieren und sich seine Route einzuprägen.

Eines war klar. Zuerst würde man ihn in der Gegend suchen, wo das Flugzeug zuerst niedergegangen war. Je mehr Raum er zwischen sich und diesen Ort legte, desto sicherer durfte er sich fühlen. Er wanderte parallel zum Ufer, aber er tat dies nur, um in der Dunkelheit sein Richtungsgefühl zu behalten. Nach ungefähr einer halben Stunde sah er, was er gesucht hatte: einen Hügel landeinwärts, der zu entfernteren Höhenrücken überleitete. Er änderte seine Marschrichtung, erreichte ansteigendes Gelände und arbeitete sich hangaufwärts.

Dieser Teil der Insel war mit urwaldartig wuchernder Vegetation bedeckt, und er brauchte lange – fast zwei Stunden –, bis er auf der baumarmen Kuppe des Hügels stand. Von hier hatte er einen guten Blick über die Hauptmasse der Insel – oder wenigstens ihres nördlichen Teils; im Süden versperrten die waldigen Flanken eines höheren Rückens die Sicht. Er wanderte über einen sich absenkenden breiten Gratrücken weiter und setzte seinen Aufstieg fort.

Auf den Höhen war die Sicht besser und der Wald lichter, und er kam nun schnell voran und erreichte nach einer knappen Stunde den ziemlich kahlen Gipfel des zentralen Bergrückens, etwa fünfhundert Meter über dem Meer. Die Insel erstreckte sich als ein unregelmäßiges Oval zu seinen Füßen, dunkel im Kontrast zum stärker reflektierenden Meer, gesäumt vom weißen Rand der Brandung. Und nun sah er, wofür er diesen Aufstieg gemacht hatte. Weniger als fünf Kilometer entfernt unterbrach eine kleine Bucht die sonst ungeschützte Küstenlinie und bildete den einzigen natürlichen Hafen der Insel. Und im inneren Bogen dieser Bucht war ein kleines Gesprensel winzig flimmernder Lichter, offenbar die einzige Siedlung auf der Insel.

Zur gleichen Zeit sah er etwas anderes von der Höhe seines Aussichtspunktes – eine helle Linie am östlichen Horizont, das erste Zeichen der Morgendämmerung. Er spähte wieder hinunter zu den Lichtern in der tiefen Dunkelheit der Bucht. Selbst wenn er im dichten Urwald der tieferen Hänge die Richtung verlöre, müßte er irgendwo in der Nähe der Siedlung die Küste erreichen, der er dann nur zu folgen brauchte.

Als der Entschluß gefaßt war, begann er in einer direkten Linie zu den Lichtern über die Hänge abzu- steigen.

Er ging schnell und hielt sich auf einem breiten Hangausläufer, um den tief eingeschnittenen Bachschluchten in den Falten der Bergflanke auszuwei-

chen, aber umgestürzte Bäume und dichtes Unterholz behinderten sein Vorankommen. Lange bevor er nahe genug war, die ersten Gebäude zu sehen, hatte das Tageslicht ihn eingeholt.

Als er endlich am Rand einer frisch gemähten Wiese halt machte und die Siedlung überblickte, sah er, daß die Gebäude alle zu einer großen Anlage zu gehören schienen. Das Ganze wirkte wie eine Kombination von Plantagenbetrieb und Urlaubsort. Niemand war in Sicht. Möglicherweise schliefen die meisten Bewohner noch.

Von seiner gegenwärtigen Position konnte er kein Zeichen von einem Flugzeug sehen, geschweige denn einen Landeplatz. Er beschloß, die Gebäude im Schutz der Büsche und Bäume zu umgehen, bis er den Landeplatz fände. Vorsichtig begann er sich durch die Kulissen der Bäume und Buschgruppen zu bewegen, die die äußeren Gebäude und Wiesenflächen umgaben. Einmal kam er über ein Gelände, das wie ein kleiner Golfplatz aussah, und statt ihn zu umgehen, riskierte er die offene Überquerung der Rasenflächen, obwohl er bemüht war, Bodenwellen und andere natürliche Deckungen zwischen sich und den Gebäuden zu lassen.

Endlich kam er zu dem Flugzeuglandeplatz, den er gesucht hatte. Es war eine graue Betonfläche, vielleicht einen halben Hektar groß, und auf ihr standen neun Maschinen verschiedener mittlerer und kleinerer Typen. Unter diesen gab es nur eine fünfsitzige Maschine, und sie war entweder das Flugzeug, mit

dem sie gekommen waren, oder ein Zwilling von ihm.

Rafe legte eine Verschnaufpause ein. Er war wieder schweißdurchnäßt, diesmal von der rasch ansteigenden Temperatur des Tages. Als er an einen Baumstamm gelehnt dastand, hörte unvermittelt der hemmende Sendeeffekt auf, der ihn in sein Unterbewußtsein getrieben hatte. Sein Kopf war plötzlich klar. Dankbar kehrte er in seine obere Bewußtseinsbene zurück. Dann hörte er Rascheln hinter sich und fuhr herum.

»Lukas ...«, sagte er, und verstummte.

Ihm gegenüber stand nicht Lukas, sondern ein großer deutscher Schäferhund mit einem Ledergeschirr. Er war kaum fünf Schritte entfernt und hatte seine oberen Lefzen über seine Zähne gehoben. Ein leises Knurren kam aus seiner Kehle, während er sich langsam mit kurzen, steifen Schritten näherte, die bernsteinfarbenen Augen unverwandt auf den Mann gerichtet.

Rafe ließ die Arme an seinen Seiten hängen und vermied jede Bewegung. Wenn der Hund Wachinstinkt hatte und richtig ausgebildet war, dann konnte er für einen unbewaffneten Mann genauso tödlich sein wie Lukas. Diese halb geöffneten Kiefer konnten mehr als dreihundert Pfund Druck hinter die schimmernden Zähne setzen – genug, um die Knochen seines Unterarms zu brechen oder seine Beinmuskeln durchzubeißen. In seiner Weise war der Wachhund nicht weniger ein Profi als Rafe selbst.

Dessen einzige Hoffnung war, daß das Tier in Reichweite kommen würde, bevor sein menschlicher Begleiter auftauchte. Dann, wenn er seinen linken Arm opfern wollte, hätte er wenigstens eine faire Chance, mit Stiefelspitze oder Handkante eine verwundbare Stelle am Hund zu treffen, während dieser sich in seinen Arm verbiß.

Aber das Knurren des Schäferhunds ging eine Tonlage höher und wurde zugleich lauter, und er war noch immer drei Schritte von Rafe, als ein Mann mit einer Maschinenpistole hinter dem Tier durch die Büsche brach.

»Was hast du, King?« sagte der Mann. »Wieder was für die Küche? Oh, oh – steh still, Freund.«

»Ich stehe still«, sagte Rafe.

»Du kennst solche Hunde, wie?« sagte der Mann. »Klug von dir, daß du dich nicht bewegt hast.« Er war kurz und breit, mit einem stoppeligen roten Haarkranz um die gebräunte Glatze. Er hakte eine Leine in das Geschirr des Wachhunds und zeigte mit der Maschinenpistole. »Gut. Wir gehen dort entlang – zum Haupthaus.«

Rafe ging voraus. Der Schäferhund war still geworden, aber Rafe konnte die Schritte des Mannes hinter sich durch das Gras streifen hören. Sie überquerten eine Wiese und gingen durch eine Tür, einen kleinen Korridor entlang und in eine sehr große Küche.

»Setz dich auf den Stuhl da!« befahl der Wächter. Rafe gehorchte dankbar. Er hatte sich die halbe

Nacht durch unwegsames Gelände gekämpft, und es tat gut, zu sitzen und die Beine von sich zu strecken.

»Du siehst mitgenommen aus, Freund«, sagte der Mann unerwartet. »Willst du Kaffee und was zu essen?«

Rafe nickte. »Recht gern«, sagte er.

»Wir werden dir was machen. Bleib sitzen. Ich muß vorher noch die Meldung durchgeben. Gib acht, King!«

Der Schäferhund, der sich auf den sauberen Fliesenboden der Küche gesetzt hatte, war sofort wieder auf allen vieren und starrte Rafe an. Er knurrte nicht mehr, aber er war offensichtlich aktionsbereit.

Rafe saß still. Nach einigen Minuten kehrte der Wächter zurück. Er trug eine Tasse schwarzen Kaffee und einen Teller mit Rührei, Schinken und einer Scheibe Toast. Er stellte alles vor Rafe, dann brachte er ihm Messer und Gabel.

»Laß dir's schmecken«, sagte er. »Bleib aber sitzen und mach keine plötzlichen Bewegungen. King paßt auf.«

»Keine Sorge«, sagte Rafe.

Er machte sich über das Essen her. Als er die letzten Bissen in den Mund schob, erschien ein bulliger junger Kerl in der Küche. Er trug ein grünes Hemd, grüne Hosen und gelbe Stiefel.

»Bring ihn 'rauf«, sagte er zum Wächter.

»Wohin?« fragte der andere und kam von dem Stuhl hoch, auf dem er saß.

»In den Saal«, sagte der Neuankömmling. Er dreh-

te sich um und ging voraus.

»Komm«, sagte der Wächter zu Rafe.

Rafe erhob sich. Gefolgt vom Wächter und seinem Schäferhund, ging er den gelben Stiefeln nach, durch den Korridor und zwei Treppen hinauf in eine Halle. Die hohen Wände aus gelber Marmorimitation waren bis auf einen Wandteppich und ein großes Ölgemälde mit dickem Goldrahmen leer.

Schließlich kamen sie zu einer großen, weit geöffneten Tür, deren ornamentierte Metallflügel vom Boden bis fast zur Decke reichten. Statt voranzugehen, trat der junge Kerl mit den gelben Stiefeln zur Seite und bedeutete Rafe, er solle allein hineingehen.

Nach kurzem Zögern ging Rafe weiter. Er hörte seine Schritte verloren durch den Raum hallen. Als er in den luftigen Saal trat, der mit seinen hohen Fensterfronten und dem spiegelglatten Boden an einen Ballsaal gemahnte, fühlte er die leichte Berührung einer anderen Version der Energieausstrahlung. Sofort zog er sich in sein Unterbewußtsein zurück, ohne auch nur in seiner Bewegung zu verhalten.

Am anderen Ende des Saals waren zehn oder zwölf Menschen in einer zwanglosen Gruppe versammelt, wo seitlich neben einer Plattform mehrere Sessel und Sofas standen. Auf der Plattform war eine Art Thron, der mehr als eine oberflächliche Ähnlichkeit mit Shaitans Thron hatte. Die Leute wandten sich nach ihm um, als Rafe näher kam, und er erkannte auf Anhieb etwa die Hälfte von ihnen.

Pao Gallot war da. Und Willet Forebringer, steif

aufrecht in einem prall gepolsterten Sessel. Zwischen den beiden stand ein Mann namens Elowa Ehouka, der zum Direktorium von Pao Gallots Energiebehörde gehörte. Rafe sah noch einige andere bekannte Gesichter von Politikern und hohen Technokraten, aber seine Aufmerksamkeit wurde ganz von Abner Leesing in Anspruch genommen, der bequem in einem der großen Sessel saß, flankiert von Gabrielle und Martin Pu-Li.

»Da sind Sie ja, Rafe«, sagte Gabrielle und lächelte ihm zu. »Martin hatte recht. Ab ist derjenige, der alles unter sich hat, und es ist alles großartig – nur haben die Leute draußen es noch nicht begriffen.«

15

Rafe schaute Abner Leesing an, der lächelnd seine Hand ausstreckte. Hier, Seite an Seite mit seiner Schwester, war ihre Ähnlichkeit deutlich. Er war schlank und feingliedrig wie sie, mit braunen Augen und braunem Haar, das von seinen Schläfen zurückzuweichen begann. Er hatte einen breiten Mund, der gern lachte, und sein Blick war offen und freundlich.

»Du also bist der Alte Mann vom Berg?« fragte Rafe, als er ihm die Hand drückte.

»Ich fürchte«, antwortete Ab. Er blieb sitzen. »Es tut mir leid, daß ihr soviel auf euch nehmen müßtet, Gabrielle und du, aber wir hatten ein schwieriges Stadium erreicht. Ursprünglich dachte ich, daß Gabrielle sicherer sein würde, wenn sie nicht wüßte, was

vorgeht, und dann, als du den Entschluß faßt, dich in die Angelegenheit einzumischen, war der Kampf schon entbrannt.«

»Der Kampf war mit Shaitan, Rafe«, sagte Gabrielle. »Er versuchte Ab die Kontrolle zu entreißen.«

»Ja«, sagte Ab. »Wir mußten zuerst mit ihm arbeiten, als die drahtlose Energie eingeführt wurde. Er hatte Einfluß auf eine ganze Menge von Schlafwandlern, die ihre Chance erkannten, während der Nachtstunden zu tun, was sie wollten. Und er war klug. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er dahinterkam, was wir machten und planten, und so manövrierte er sich in eine Position, wo er uns hinausdrängen und die ganze Organisation für seine Ziele gebrauchen zu können glaubte.«

»Und was war es genau, das ihr machtet?« fragte Rafe.

Ab winkte ab und grinste.

»Wir versuchten den Tiger zu reiten«, sagte er. »Du hattest recht mit dem, was du Gabrielle erzähltest. Ich hätte mir denken sollen, daß jemand wie du nur ein paar Anhaltspunkte braucht, um den Rest der Geschichte selber auszuknobeln. Die Nebeneffekte der drahtlosen Energie haben sich als die wirklich wichtigen erwiesen. Sie zapfen einen Bereich an – nun, ich glaube, man muß ihn psychische Energie nennen. Mit ihrer Hilfe können wir die Zivilisation gleichsam über Nacht ein paar hundert Jahre vorantreiben. Die einzigen Schwierigkeiten waren, daß wir, als wir sie gebrauchen wollten, auf das alte Pro-

blem stießen – andere Leute sahen in ihr etwas, das sie für ihre eigenen Zwecke gebrauchen konnten. Aber wir haben diesen Leuten jetzt das Handwerk gelegt.«

»Das ist gut zu hören«, sagte Rafe. »Nun, warum hast du Gabrielle oder mir nicht von Anfang an vertraut?«

»Es tut mir leid, Rafe«, sagte Ab. »Ich vertraute dir. Aber ich war nicht allein, und ich bin es jetzt noch nicht. Wir müssen als Gruppe denken, und das bedeutet, daß wir keine unnötigen Risiken auf uns nehmen dürfen – auch heute nicht. Ich tat, was ich konnte, um dich aus der Geschichte herauszuhalten. Zuerst versuchte ich mit Bill Forebringers Hilfe, dich in Duluth in Schutzhaft zu bringen, und als das nicht klappte, schickte ich Martin voraus zum Gebirgshauptquartier, damit er sich dort um dich und Gabrielle kümmere.«

»Danke«, sagte Rafe trocken.

»Ich weiß«, fuhr Ab mit einer schmerzlichen Grimasse fort, »es stellte sich heraus, daß wir dich und Gabrielle dort nicht schützen konnten. Shaitan schlug schneller zu, als wir dachten.«

»Er mußte bereits vermutet haben, daß Ab los schlagen wollte«, sagte Martin. »Wahrscheinlich glaubte er, Sie seien einer von uns, ein Sonderbeauftragter von Ab, vielleicht. Wie dem auch sei, da Ab sich entschuldigt hat, sollte auch ich mich entschuldigen, daß ich Sie wie jemanden behandelte, der nicht zu wissen verdient, was vorgeht. Schließlich

waren Sie es, der uns auf Ab aufmerksam gemacht hatte. Aber wir mußten daran denken, unsere ganzen Bemühungen zu schützen und abzusichern.«

»Sie trafen also die Entscheidung, Ab nicht am Projekt mitarbeiten zu lassen?« fragte Rafe.

»Nicht ich allein«, sagte Martin schnell. »Tatsächlich war ich Teil einer Gruppe, die wir frühzeitig gebildet hatten, um Erfahrungen mit der drahtlosen Energie auszuwerten. Damals begannen wir herauszufinden, was die Energieausstrahlungen bewirken konnten. In jenen Tagen tasteten wir noch weitgehend im Dunkeln herum – das war vor fünf Jahren –, aber zu unseren Leistungen gehörte, daß wir einige Leute wie Ab in Positionen brachten, wo sie Forschungsarbeiten über die Wirkungen drahtloser Energie leisten konnten, ohne in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit zu geraten. Als Sie Ab später für das Projekt empfahlen, paßte es natürlich nicht in unsere Pläne. Außerdem befürchteten wir, daß das die Katze aus dem Sack lassen würde. Ich war derjenige, der den Ausschuß für seine Entscheidung präparierte – aber es gab mir eine Gelegenheit, mit Ab ins Gespräch zu kommen. Wir waren einander bis dahin nicht persönlich begegnet. Später bildeten er und ich mit Bill Forebringer, Pao und ein paar anderen eine Art geheimen Operationsstab innerhalb der ursprünglichen Gruppe – einen verschwiegene Zirkel, der es möglich machte, in aller Stille die Mittel bereitzustellen, um Shaitan zu beseitigen, bevor er uns beseitigen konnte,«

»Ich dachte«, sagte Rafe, »ich hätte Shaitan für Sie beseitigt.«

»Selbstverständlich«, sagte Martin. »Ich wollte nur klarmachen, daß wir selbst zum Zerschlagen bereit waren, als Sie ihn töteten.«

»Die Hauptsache ist, daß wir von Shaitan befreit sind«, sagte Ab. »Nun können wir darangehen, eine neue Welt für den Menschen zu schaffen.«

»Nur eine neue Welt?« fragte Rafe.

»Ich weiß, daß du den Gedanken an eine Zurückstellung des Projektes ›Ferner Stern‹ schwer erträglich findest«, antwortete Ab. »Ich kann es auch verstehen. Aber einer der Gründe für die Durchführung des Projekts war, daß man sich davon die Lösung vieler Probleme hier auf der Erde versprach – Übervölkerung, Erschöpfung der natürlichen Reserven, Krankheiten, geistige und materielle Stagnation. Alle Auswirkungen der Überfüllung mit Menschen. Aber nun werden wir in der Lage sein, Probleme wie diese direkt mit den Nebenwirkungen der drahtlosen Energie zu lösen – das heißt, mit ihrer therapeutischen Anwendung.«

»Das war das Ziel deiner Gruppe?« fragte Rafe.

»Das, und noch viel mehr«, sagte Ab. Sein Gesicht leuchtete auf. »Ich denke vor allem an einen Nebeneffekt der drahtlosen Energie – eine Abwandlung jenes Effekts, der Shaitans Totschlägern erlaubte, sich selbst wie in zweidimensionalen Schatten zu projizieren. Aber der Effekt, den ich meine, gibt dem Individuum Macht über seine eigenen physiologi-

schen und geistigen Prozesse. Die Menschen werden in der Lage sein, sich selbst zu heilen, indem sie ihren Körpern einfach befehlen, die Krankheit zurückzuweisen. Wir werden den Schmerz abschaffen und durch Anpassung ohne technische Vorrichtungen unter Wasser atmen. Wir werden eine Buchseite mit einem Blick lesen und alles behalten, was wir gelesen haben. Wir werden schlafen, wann wir wollen, oder ohne Schlaf bleiben, so lange es nötig ist. Alles!« Ab sprang auf, mitgerissen von seiner Zukunftsvision. »Und alles das wartet auf uns – nun, da Shaitan aus dem Weg ist!« Er streckte Rafe seine Hand hin. »Willkommen in der Gruppe, Rafe. Wir haben eine große Aufgabe vor uns. Eine neue Welt ist zu errichten!«

»Kein ›wir‹, bitte«, sagte er. »An der Geschichte, die du mir erzählt hast, ist viel Wahres. Aber du bist trotzdem ein Lügner, Ab. Alle hier, wie sie versammelt sind, lügen mich an. Es ist in Ordnung. Du kannst nichts dafür, sie können nichts dafür.«

Er wich zurück, bis in die Mitte des langen Raumes, und während er ging, drehte er sich immer wieder um seine Achse und beobachtete Türen und Fenster.

»He, Sie!« rief er mit hallender Stimme. »Wer immer Sie sind! Sie sollten inzwischen wissen, daß ich nicht so leicht aufzuhalten bin. Die Erklärung, die Ab Leesing mir eben gab, hat Löcher. Und ich habe Gründe, zu bezweifeln, daß seine Pläne auch die Ihren sind. Hören wir auf mit den Spielereien. Glauben

Sie nicht, daß es an der Zeit ist, persönlich zu erscheinen?«

Der Klang einer Pfeife – etwas wie der vogelähnliche Ton einer Hirtenflöte – erfüllte trillernd den Raum. Eine Energieausstrahlung versuchte plötzlich, einen massiven Lähmungseffekt über Rafe zu bringen. Sicher in der Bastion seines Unterbewußtseins, konnte Rafe dem Angriff widerstehen. Aber gleichzeitig begann die Luft zu flimmern und sich zu verdichten.

Diesmal war es schlimmer als je zuvor. Diesig wallende Vorhänge, hinter denen sich alle Formen verzerrten, verbargen beide Enden des langen Saales, und sogar die Gruppe um Ab und Gabrielle erschien verzerrt und wie im Licht trüber Dämmerung. Aus kürzerer Entfernung sah Rafe jedoch Türen aufgehen, aus denen drei Wachhunde kamen und sich um ihn postierten. Einer stellte sich zwischen ihm und dem Haupteingang auf, die anderen zwei zwischen ihm und dem Thronessel, der im diesigen Flimmern nicht sichtbar war.

Die Luft klärte sich. Die lähmende Energieausstrahlung dauerte an. Die zwei Wachhunde vor Rafe standen aufmerksam bereit, und ihre Augen konzentrierten sich auf ihn allein. Aber der Thronessel hinter ihnen war jetzt besetzt.

Der Mann, der darauf saß, war grauhaarig und dunkelhäutig, obwohl seine Züge und die hellen blauen Augen den Weißen verrieten. Er trug Hemd und Hose aus einem schwarzen, reich mit Silbersti-

ckerei verzierten Stoff, darüber einen langen Umhang aus dem gleichen Material. Er war barhäuptig, und sein graues Haar über dem kraftvollen, energischen Gesicht war glatt zurückgekämmt. Abgesehen von seiner magische Assoziationen wachrufenden Gewandung, hätte man ihn für einen erfolgreichen Konzernherrn halten können – aber seine Sitzhaltung deutete hohes Alter an.

»Ja«, sagte Rafe bei seinem Anblick. »Das ist besser.«

Rafe wandte seinen Kopf zu der Gruppe um Ab. Die anderen starrten mit Entsetzen zurück, als beobachteten sie einen Verbrecher, der einer schrecklichen Strafe entgegenging.

»Ab«, sagte Rafe. »Alle Wirkungen drahtloser Energie beeinflussen nur die bewußten, intellektuellen Zentren des Bewußtsein. Dahinter und darunter, wenn du sie finden kannst, hast du eine halb instinktive Ebene, wo Denken in nichtsymbolischen Begriffen noch möglich ist. Du mußt versuchen, diese Ebene zu erreichen, wie ich es getan habe, und du wirst von dem Sendeeffekt befreit sein, der dich jetzt gefangenhält.«

Ab Leasing starrte ihn an. Er öffnete seinen Mund und befeuchtete seine Lippen. Sein Adamsapfel bewegte sich. Er sah aus, als wolle er sprechen, aber kein Geräusch kam aus seinem Mund.

»Nicht nachlassen«, sagte Rafe. »Du wirst es versuchen.«

Er blickte den Mann auf dem Thron an.

»Der Alte Mann«, sagte er. »Der wirkliche Alte Mann.«

»Alt genug.« Die Stimme des anderen war tief und rau, als ob er seine Stimmbänder nur selten gebrauchte. »Aber warum bekämpfen Sie mich?«

»Das ist eine einfältige Frage«, sagte Rafe. »Ich wurde geboren, Sie zu bekämpfen – oder jeden wie Sie. Ich bin das Resultat des blinden Instinkts der menschlichen Rasse, ein Gleichgewicht zwischen ihren einzelnen Teilen zu erhalten. Ich könnte nicht sein, was ich bin, ohne gegen Sie zu sein.«

»Sie geben vor, an Gut und Böse zu glauben?« sagte der Alte Mann. »Warum? Sie müssen wissen, daß beide Begriffe falsch sind. Sie können nicht so fähig sein, wie sie sind, und zugleich an Ammenmärchen festzuhalten.«

»Ammenmärchen sind oft wahr – wenn man sie versteht«, sagte Rafe und trat beiläufig einen kleinen Schritt vorwärts. Die zwei Hunde vor ihm knurrten und bleckten die Zähne. Rafe blieb stehen. »Gut und Böse sind wie Rollen in einem Schauspiel. Sie haben eine Rolle gewählt. So bleibt mir die andere.«

»Es müßte nicht sein«, sagte der Mann auf dem Thron. »Warum wollen Sie sich selbst zerstören?«

»Wer zerstört werden wird, bleibt abzuwarten«, sagte Rafe. »Ich möchte aufbauen. Ich möchte, daß die Menschen sich eine bessere Zukunft schaffen. Sie möchten sie daran hindern.«

Aus Abs Richtung kam ein seltsamer, rauher Kehllaut, als ob seine Stimmbänder ein Wort hervorbrin-

gen wollten, aber nicht die Kraft dazu hatten.

»So ist es richtig, Ab«, sagte Rafe, ohne seine Augen vom Mann auf dem Thron abzuwenden, der völlig still saß, die Hände auf seinem Schoß gefaltet. »Nicht nachlassen.«

»Sie sind mein Sohn, wissen Sie«, sagte der Alte Mann zu Rafe, ohne die anderen zu beachten. »Mein geistiger Sohn, genau wie Shaitan es war. Nun haben Sie Ihren Bruder getötet und sind der einzige, der übriggeblieben ist. Sie können die Welt von mir erben, wenn die Zeit kommt, vorausgesetzt, Sie bekämpfen mich nicht.«

»Ich will nicht erben«, sagte Rafe. »Ich möchte etwas, das ich lieben kann. Und ich habe die menschliche Rasse dafür gewählt – meine Rasse. Ich möchte, daß sie von diesen neuen Kräften profitiert; damit sie überleben kann.«

»Liebe«, sagte der Alte Mann vom Berg. »Das ist auch so eine Illusion – wie Gut und Böse. Es gibt keine Liebe, genausowenig wie es Freundlichkeit oder Grausamkeit oder Erfolg oder Versagen gibt. Es gibt nur Überleben. Weitermachen so lange wie möglich, bis zum Kollaps der Zivilisation. Sie sind jung. Darum reden Sie so.«

»Und Sie sind alt – zu alt«, sagte Rafe. »So alt, daß Sie eine Welt voll Sklaven wollen, damit Sie allein ewig weiterleben können ...«

Ein weiteres schwaches Geräusch kam von Ab.

»Das ist richtig, Ab«, sagte Rafe, ohne hinzusehen. »Genau das wollte er; diese Fähigkeit, den eige-

nen Körper zu heilen und gegen den Zusammenbruch des Alters zu schützen. Er ist wahrscheinlich mehrere hundert Jahre alt, unser Meister hier, aber er will immer noch weiterleben. Und er will als der absolute Herrscher und Besitzer der menschlichen Rasse weiterleben. Habe ich recht, Thebom Shankar – wenn das Ihr Name ist?«

»Einer meiner Namen«, sagte der Alte Mann. »Aber nicht der Name, den Sie gebrauchen sollten. Ihnen allein unter allen Bewohnern der Welt biete ich jetzt die Chance, mich Vater zu nennen. Lehnen Sie ab, so kann ich Sie nicht weiterexistieren lassen. Entscheiden Sie sich. Die Zeit ist kurz. Entscheiden Sie sich jetzt.«

»Ich habe bereits entschieden«, sagte Rafe. »Ich sagte es Ihnen. Der befähigende Nebeneffekt der Energie wird den Kältetiefschlaf von Kosmonauten auf den langen Reisen zu den Sternen überflüssig machen. Wenn der Mensch so lange leben kann, wie er will, dann wird es keine Rolle mehr spielen, wie lange die Reise dauert. Das ist, was ich möchte – nicht bloß ein endloses Leben nur für Sie und nach Ihnen für mich.«

»Dann werden Sie keins von beiden haben.« Thebom Skankar schien zu flüstern, aber sein Flüstern erfüllte den Saal, als hätte er die Worte gebrüllt. »Nur Zerstörung. Haben Sie die Worte von Zeus vergessen? Ich verkündete diese Worte einmal, zuerst unter dem Namen Homer. Erinnern Sie sich, wie Zeus den anderen Göttern sagt, daß sie ein Ende einer

Kette nehmen sollen, während er das andere nimmt, damit sie selbst sehen können, wie seine Kraft immer noch größer ist als ihre Kräfte zusammengenommen? Denn ich bin auch Zeus. Meine Kraft ist größer als die meiner Söhne – selbst wenn Sie Shaitan wiederbeleben und auf Ihre Seite bringen könnten. Oder ein Dutzend Shaitans. Anerkennen Sie mich, oder sterben Sie.«

Thebom Shankar verstummte. Sein Blick verlagerte sich von Rafe auf die Gruppe um Ab. Rafe folgte der Blickrichtung zu Forebringers steif aufrecht sitzender Gestalt. Forebringers rechte Hand hatte die Sessellehne verlassen und war halb unter seiner pflaumenfarbenen Jacke verschwunden. Als er genauer hinsah, bemerkte Rafe, daß die Adern auf Forebringers Stirn hervortraten und daß er seine Hand ganz langsam und wie gegen einen nahezu unüberwindlichen Widerstand weiterschob.

Shankar hob seine rechte Hand langsam von seinem Schoß und zeigte mit dem Mittelfinger auf den Chef der UNO-Polizeitruppe.

»Willet Forebringer«, flüsterte er. »Ihr Verlangen, mich zu bekämpfen und mir zu schaden, beleidigt mich. Ich sehe, daß Sie nicht auf die Vernunft hören wollen. Darum sind Sie auf dieser Erde nicht mehr von Nutzen für mich. Willet Forebringer, ich befehle Ihnen, zu sterben.«

Forebringers Hand kroch noch eine oder zwei Sekunden lang weiter, dann stockte ihre Bewegung. Der sehnige Körper fiel gegen die Rückenlehne zu-

rück und blieb dort, den Kopf im Nacken und zur Decke starrend. Die rechte Hand rutschte aus der Jacke, und eine kleine Pistole glitt aus den schlaffen Fingern und klapperte auf die Fliesen.

»So«, sagte Shankar und blickte wieder Rafe an. »Haben Sie gesehen? Jede Nacht träumt die ganze Welt unter der Energieausstrahlung. Und die Trägerwellen dieser Sendungen bringen mir die Kraft, die Ladung all ihrer freigesetzten Emotionen. Ich sammle sie wie eine Batterie und beziehe daraus die Macht über Leben und Tod, wie Sie eben gesehen haben. Können Sie einer Macht wie dieser widerstehen? Sie sollten nicht so dumm sein, zu glauben, Sie könnten es.«

»Ab«, sagte Rafe. »Wie geht es? Du weißt genug über die Energie, um dich von ihrer Wirkung zu befreien. Du mußt es können, wenn jemand wie ich es kann. Ich brauche Hilfe, Ab. Du weißt, welche.«

»Mr. Harald«, sagte Shankar streng, »nun haben Sie auch diesen Mann getötet, der Dein Freund war ...«

»Lukas!« Das Wort brach plötzlich über Abs Lippen, wie von einer inneren Explosion herausgeschleudert. »Lukas! Jetzt! Jetzt!«

Die drei Wachhunde wurden unruhig. Ihre Aufmerksamkeit galt nicht mehr Rafe allein. Sie wandten ihre Köpfe zu den offenen Fenstern und zurück, und ihre Rückenhaare begannen sich zu sträuben. Unter den Fenstern raschelten Zweige, und ein langer grauer Körper schoß über das niedrige Fensterbrett

eines der mittleren Fenster. Lukas blickte mit seinen gelben Lichtern umher.

Die Wachhunde knurrten und grollten. Mit langsamen, leise tappenden Schritten ging der Wolf auf den nächsten Hund zu, ohne dessen zähnebleckende Erregung zu beachten oder zurückzuknurren. Einen halben Meter vor dem Hund blieb er stehen, die Rute in der Luft, ein Vorderbein etwas angehoben, und schnupperte. Der Wachhund wich nicht von der Stelle, aber sein Knurren hörte auf, und allmählich legte sich sein Rückenfell. Er kauerte nieder und begann plötzlich leise zu winseln. Er wälzte sich auf den Rücken und langte mit einer Pfote nach dem Wolf.

Lukas blieb eine Sekunde stehen, ohne ein Geräusch. Dann warf er seinen Körper herum und schnürte zu den beiden anderen Hunden, die ihr Knurren und Grollen während der letzten Minute verdoppelt hatten. Sie rissen abwechselnd ihre Pfoten vom Boden und zuckten, als ob sie es nicht erwarten könnten, sich in den Kampf zu stürzen. Aber ihre anerzogene Disziplin hielt sie mit unsichtbaren Ketten zurück; sie verließen ihre Plätze nicht. Als Lukas friedfertig herangetappt kam, verloren auch sie ihren Kampfgeist und verstummten in niederkauender Unterwerfung.

»Sehen Sie, Shankar!« rief Ab, und seine Stimme klang plötzlich laut und befreit. »Dachten Sie, Ihre Hunde würden sich einem Wolf entgegenstellen? Ohne den Zwang der Disziplin wären sie vielleicht zu dritt über ihn hergefallen. Aber jeder war allein an

seinem Platz, und der alte Instinkt zwang sie in die Unterwerfung. Wie Rafe sagte – die wirkliche Kontrolle liegt tiefer.«

Lukas hatte sich von den Hunden abgewandt und war näher an den Thronessel herangegangen. Nun blieb er stehen und blickte zu Shankar auf, wie er zu Shaitan aufgeblickt hatte.

»Kleine Männer«, sagte Shankar, »sind immer Dummköpfe.«

Er legte seine Hand auf die Armlehne seines Thronsessels und berührte etwas. Im geschnörkelten Ende der Armlehne wurde eine kleine Öffnung sichtbar, und für die Dauer einer Sekunde blitzte ein scharf gebündelter weißer Lichtstrahl heraus.

Lukas stieß ein scharfes, plötzlich abbrechendes Geheul aus. Er sprang mit allen vieren gleichzeitig in die Luft und landete bäuchlings auf den blanken Fliesen. Der Gestank von verbranntem Fell verbreitete sich im Raum. Lukas kam noch einmal hoch, aber seine Beine gaben immer wieder nach, als er sich taumelnd davonschleppte. Auf halbem Weg zwischen Shankar und dem Sessel, wo Gabrielle neben Ab saß, brach er sterbend zusammen.

»Meine ...«, rasselte seine Stimme. Er versuchte seinen Kopf zu heben, doch es gelang ihm nicht mehr. »Meine Gab...«

Sein Kopf fiel. Ein Zucken lief durch seinen Körper, und seine Beine streckten sich. Dann lag er still.

Für Rafe brach die Welt auseinander. Zum letzten Mal vereinigte die Einfühlung seine Seele mit Lukas'.

Der Wolf antwortete ihm nicht mehr, aber auf einmal war ihm, als sei er selbst der sterbende Wolf und wisse alles, was der Wolf gewußt und geliebt und vor einem Feind verloren hatte, der für das einfache Tiergehirn immer zu gut bewaffnet gewesen war.

»Nein«, sagte er zu Shankar, und ihm war, wie wenn er seine Stimme aus weiter Ferne hörte. Ab war neben Lukas auf die Knie gefallen und streichelte den haarigen Kopf. Shankars Fingerspitzen waren noch immer an der Armlehne seines Thronsessels. »Nein«, sagte Rafe. »Lukas wird nicht sterben. Diesmal sind Sie es, der sterben wird – von meiner Hand.«

In ihm waren eine schreckliche Trauer und eine Wut, die nichts mit Worten zu tun hatte, die er nur durch Handeln ausdrücken konnte. Seine Augen bohrten sich in Shankars, und gesprochene Worte waren überflüssig. Verstehen war zwischen ihnen – das Verstehen zweier Männer, die still zur Seite gehen und wissen, daß nur einer von ihnen zurückkommen wird.

Lukas ist der letzte, sagte Rafe's Verstehen zu Shankars. Der letzte von denen, die gegen dich antraten, um getötet zu werden. Du wirst kein lebendes Wesen mehr töten ...

Zeit und Raum veränderten sich um sie. Illusion oder Realität, es machte keinen Unterschied, denn die einzige wichtige Wirklichkeit war nun der Raum, der sie voneinander trennte. Die Welt ringsum schrumpfte. Das Sonnensystem, das Universum

schrumpften zu einer Blase; aus der die beiden Kontrahenten emporschwollen, bis sie größer waren als die Blase, zu der sie gehörten – diese Welt im geschrumpften Universum, diese Insel in der winzigen Welt, diese Gebäude auf diesem Stäubchen von einer Insel, diese kleine Entfernung zwischen Rafe und dem Mann auf dem Thron ...

Sie betrug weniger als acht Meter, die Distanz, die sie voneinander trennte. Aber sie war auch weiter als zweimal um das Universum. Sie starrten einander in die Augen; und aus Raum und Insel, Welt und Universum floß jedem von ihnen, getragen von den Trägerwellen der Sendeenergie, jene Art von Kraft zu, der jeder von ihnen am nächsten verwandt war; und sie kam von allem anderen Leben auf der Erde.

Unsichtbaren Feuerströmen gleich – einer hell, einer dunkel – stauten sich die Kräfte in ihnen auf. Rafe tat einen Schritt.

Shankars Finger berührten die Armlehne, und wieder zuckte das weiße Licht aus der kleinen Öffnung. Aber dieses Mal mußte der Laserstrahl zweimal das Universum umkreisen, um zu töten, und im veränderten Raum zwischen Rafe und Shankar erlosch er nach wenigen Zentimetern.

Rafe tat einen weiteren Schritt. Der Raum wurde dunkel.

Der Wolf war nur eine Bestie, sagte Shankars Verstehen zu Rafe, und seinetwegen hast du den Himmel für die Hölle eingetauscht.

Er war eins von allen lebenden Wesen, antwortete

Rafe, und du warst es, der sein Leben verschwendete und ihm den Tod gab.

Er ging jetzt gegen die Kraft Shankars an, die ihn vom Thron fernzuhalten suchte, und es war wie das Ersteigen einer vertikalen Wand. Das letzte Licht schwand, und er war blind. Doch das Wissen, wo Shankar wartete, konnte nicht blockiert werden, und er bewegte sich auf den Alten Mann zu.

Du hättest mir glauben sollen, als ich dir sagte, daß deine Kraft niemals an die meine heranreichen kann. Du hast weniger als den halben Weg zurückgelegt.

Ich komme voran, sagte Rafe.

Die Luft verschwand um ihn. Es gab nichts zu atmen. Alle Wärme ging, außer der, die er in sich hatte. Er mühte sich weiter, und die Kälte und die Luftlosigkeit drückten auf seinen Willen.

Du bist schon halb tot, erreichte ihn Shankars Verstehen. Und ich warte hier, und in mir ist die Kraft Tausender toter Generationen. Alles, was dich aufrechthält, ist das bißchen guter Wille der heute Lebenden.

Wenn getötet werden könnte, was ich trage, antwortete Rafe, dann wäre die menschliche Rasse längst gestorben, und ich mit ihr. Belüge mich nicht, Vater der Lügen. Die Kraft, die zu mir kommt, ist unzerstörbar und älter als diejenige, die dich erreicht.

Er war jetzt nahe – er fühlte die Gegenwart von Shankar, weniger als einen Bruchteil von einem Universum entfernt.

Nur noch ein wenig weiter, sagte Shankar. Du bist deinem Tod nahe. Tröste dich mit dem Traum, daß deine Kraft älter und größer sei als die meine, solange du es kannst. Sie wird mit dir untergehen. Helden sterben, aber das Böse stirbt niemals. Es ist überall. Glaubst du, Shaitan sei tot, weil der Wolf ihn auf dein Geheiß tötete? Warte ein paar Jahre, und er wird wieder sein, in anderer Gestalt.

Rafe tat einen letzten Schritt und fühlte Shankar endlich so nahe, daß er ihn berühren konnte.

Nun, sagte Shankar, bist du da. Du bist so weit gekommen, mich zu zerstören, aber du hast nur deine eigene Zerstörung bewirkt. Nun zeige ich auf dich, wie ich auf jeden anderen zeigte, und ich sage zu dir, wie ich zu ihm sagte:

Du hast mich beleidigt, Rafael Harald, und ich befehle dir, zu sterben!

Aus der Dunkelheit, die Thebom Shankar noch immer verbarg, berührte etwas Rafes Brust. Es war wie das Ende einer unnachgiebigen Eisenstange, und es stach kalt durch die Wärmelosigkeit, die schon fast das Leben in ihm gefroren hatte. Er fühlte die Kälte bis in sein Herz brennen und wußte, daß er starb. Und noch hatten seine Hände Shankar nicht erreicht, der vor ihm in Dunkelheit thronte.

Ich werde, dachte er mit jedem Partikel von Kraft, das in ihm geblieben war; und er warf sich vorwärts in den Stab von Kälte, wie ein sterbender Krieger sich in das Schwert seines Gegners stürzt, um ihn wenigstens mit sich in den Tod zu reißen.

Seine Hände schlossen sich um Dunkelheit, und Dunkelheit kam in sein Bewußtsein und überwältigte es ganz ...

Und so starb Rafe Harald.

Aber es war ihm nicht erlaubt, tot zu bleiben. Eine Zeit kam, da Sicht und Gehör zurückkehrten. Er begriff, daß er auf einem weißen Bett in einem weißen Raum lag und daß Gabrielle und Ab und andere von Zeit zu Zeit zu ihm kamen. Und eines Tages, als sie wieder bei ihm waren, konnte er sprechen. Sie lachten und redeten auf ihn ein und beglückwünschten ihn zu seiner Genesung, und er schüttelte langsam seinen Kopf und empfand eine hohle Bitterkeit, daß er sie enttäuschen mußte.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Ich bin gestorben. Shankar tötete mich.«

»Komm schon, Rafe!« sagte Ab aufmunternd. »Wir wissen es besser. Dein Herz schlägt wie ein Metronom.« Er grinste ihn an. »Wir können nichts dafür, wenn du zu faul bist, aus deinem Bett zu steigen.«

Rafe lächelte nicht.

»Shankar«, murmelte er. »Wo ist er?«

»Eingeäschert«, antwortete Ab. »Wir dachten, wir sollten lieber sichergehen.«

»Sichergehen?« Rafe starrte ihn an. »Du meinst, er ist auch tot?«

»Du hast ihn getötet.«

»Ich?« Rafe lag in seinem Kissen und blickte langsam von einem zum anderen. »Das ist nicht

möglich. Er tötete mich zuerst.«

Sie schauten ihn ungläubig und halb mitleidig an, wie man jemanden anschaut, der in Fieberphantasien redet.

»Ich kann mich nicht erinnern, ihn angerührt zu haben«, sagte Rafe. »Wie kann ich ihn da getötet haben?«

»Du rührtest ihn an, würde ich sagen«, antwortete Ab mit einem kurzen Auflachen. »Du brauchtest eine Ewigkeit, bis du zu ihm kamst. Aber dann fielst du auf ihn, und der Thron kippte hintenüber, und ihr landetet beide auf dem Boden. Auf einmal konnten wir uns frei bewegen, und als wir zu euch kamen, hattest du seine Hände an seinem Hals, und er war tot.«

»Hände?« sagte Rafe mit schwacher Stimme und betrachtete sie, wie sie vor ihm auf dem weißen Bettbezug lagen. Sie waren dünner, als er sie je gesehen hatte.

»Wenn er dich zuerst getötet hätte«, sagte Ab, »dann hättest du ihn nach deinem Tod erwürgt. Und das wäre vielleicht doch ein bißchen viel, selbst für einen wie dich.«

Rafe lächelte ein wenig. »Reflexe!« sagte er. »Die schnellsten Reflexe der Welt. Gerade schnell genug, um jemanden zu töten, nachdem ich selbst schon tot war.«

»Du wurdest nicht getötet, und du bist nicht tot«, sagte Ab. »Laß uns endlich mit diesem Gerede aufhören, bevor du mir eine Gänsehaut verursachst. Du

liegst hier und sprichst mit uns, nicht wahr?«

»Das macht keinen Unterschied«, sagte Rafe. Er wußte, daß sie nie verstehen würden. »Ich werde bald gehen.«

»Doktor«, sagte Ab zu einem Mann, der sich still im Hintergrund gehalten hatte, »wollen Sie ihm bitte erklären, daß er lebendig ist?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort als Arzt«, sagte der Angeredete. »Ihr Körper ist völlig gesund und arbeitet in jeder Hinsicht normal.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte Rafe. »Aber es spielt keine Rolle. Was geschehen ist, ist geschehen. Ich habe meinen Kampf mit Shankar verloren. Er tötete mich zuerst, und ich starb.«

»Hören Sie«, sagte Gabrielle heftig, »das ist alles Unsinn und unwichtig.« Sie schwang herum und konfrontierte den Arzt und Ab. »Verstehen Sie? Es ist absolut unwichtig – lebendig oder tot oder was immer!«

Sie wandte sich zurück zu Rafe. »Sie werden nicht gehen. Sie werden bleiben, wo ich Sie im Auge behalten kann!«

Rafe blickte traurig zu ihr auf.

»Es wird niemals funktionieren«, sagte er.

Doch als er die Worte aussprach, fühlte er die ersten schwachen Regungen des Zweifels in sich. Es war wahr, daß er gestorben war – gestorben in einem Sinn, den sie, die es niemals erfahren hatten, nicht begreifen konnten. Aber es braucht nicht unbedingt wahr zu sein, daß der Tod das Ende von allem war.

Die Gesetze des Universums konnten nicht unveränderlich sein, wenn das Universum überleben sollte. Sie mußten sich täglich verändern, um eine Anpassung an neue Umstände zu gestatten. Und es mochte vielleicht sein, daß es in seinem Fall ein neues Leben gab, das auf ihn wartete – ein Leben unter Menschen, vielleicht, statt von ihnen abgesondert und irgendwo über ihnen angesiedelt. Es mochte sein, daß Gabriele für sich selbst und für ihn genug Leben in sich hatte, bis er seinen Weg zurück zu den Lebenden finden konnte.

Es mochte sein ...

– Ende –

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

DIE ÄRZTE DER GALAXIS

VON JAMES WHITE

Die Mediziner der Galaxis im Einsatz

Hilfe für das größte Lebewesen des Alls

Das riesige Weltraumhospital am Rande der Galaxis steht allen Lebensformen der Milchstraße offen, und die dort tätigen Ärzte sind befähigt, auch den fremdartigsten Patienten wirksame Hilfe zu leisten. Dank der technischen Einrichtungen können sie auch ohne große Schwierigkeiten jede lebensnotwendige Umgebung für die Besucher von fremden Welten erzeugen – seien es Sauerstoff-, Chlor- oder Wasseratmer, zarte, insektenartige Lebewesen oder elefantengroße Riesen.

Doch als die Ärzte des Weltraumhospitals im Zuge einer Expedition auf eine bislang unbekannte Lebensform stoßen, werden sie vor echte Probleme gestellt. Sie sollen einen Patienten operieren, der die Ausmaße eines Kontinents besitzt.

Terra-Taschenbuch Nr. 203 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.